



Editorial



Es stimmt ja, daß es in den letzten Jahren eine Art kleine Seume-Renaissance gegeben hat; ja, auch die Verkaufszahlen von Seume-Titeln im Taschenbuch im Jahr 2004 sprechen dafür. Doch eigentlich hätte ich mir von etwas zahlreicheren Mitgliedern der Seume-Gesellschaft gewünscht, ja erwartet, daß sie sich ein Exemplar des mächtigen-prächtigen Aufsatzbandes „Der Mann selbst“ und seine „Hyperkritiker“ mit den Vorträgen auf den Seume-Tagungen in Leipzig und Catania bestellten... wir haben zwar schon eine kleine, leicht revidierte (aber das betrifft nur Layout und Vorwort) zweite Auflage machen können, aber wir haben durchaus noch Exemplare!

Ins Haus steht uns jetzt aber – siehe Seite 2! – die Tagung zur Jubiläum von Seumes Besuch in Riga, also des zweiten

oder dritten Besuches des Leutnants bzw. Ex-Leutnants in Riga (ganz sicher wissen wir ja nicht, wie oft er da war bzw. wann er an Riga vorbeizog). In den Tagen um den 20. April 1805 war er auf jeden Fall da, und dies nehmen wir zum Anlaß, mit einer dreitägigen Tagung diesen Aufenthalt vor 200 Jahren zu feiern und unser Wissen zu befragen und zu ergänzen, sowohl was die Reise wie auch was das Buch *Mein Sommer 1805* angeht. – Die baltischen Länder im Frühjahr sind zauberhaft, und wir hoffen natürlich, daß wir auch vom Wetter ganz speziell begünstigt werden und bis in die Nacht hinein in den Cafés am Domplatz sitzen können. Der Tourismus im Baltikum wird auch in diesem Jahr weiter anschwellen, und wer jetzt kein Zimmer hat in Riga, wird sich sehr bemühen müssen, noch irgendwas zu erwischen. Aber „Where Ann hath a will, Ann hath a way“, wie jener Angloire sagt, der dem prüden Seume sicher zu unzüchtig dahergeredet hätte. Hoffentlich sehen wir uns also – nach einem der Billig-Flüge ex Hahn, Tegel oder Schönefeld – im Mentzendorff-Haus am Abend des 4. Mai in Riga wieder!

Wer's aber nicht schafft, dem – und allen andern natürlich auch – sei angekündigt, daß wir, die Johann Gottfried Seume-Gesellschaft zu Leipzig e.V., aller Voraussicht nach am Samstag, dem 3. September 2005 unsere Jahresmitgliederversammlung im Gleim-Haus in Halberstadt abhalten werden: bitte schon mal notieren, reservieren, einkalkulieren! – Und zweitens: Die Wieland-Gedenkstätte in Oßmannstedt bei Weimar, die in den letzten Jahren restauriert wurde, wird nun am 25. Juni um 16 Uhr festlich und in all ihrer Pracht und mit neuen Funktionen, von denen wir 2006 auch hoffen Gebrauch machen zu können, eröffnet; auch dies ein Termin, den man sich merken kann, ja merken muß!

Perfer et obdura!

Tagung der Johann Gottfried Seume-Gesellschaft zu Leipzig
mit Unterstützung durch die Marga und Kurt Möllgaard-Stiftung:

Meine Ausflucht nach Norden.
Johann Gottfried Seume im Baltikum: 1794 / 95 und 1805.

Ort: Akademische Bibliothek Lettlands, Rupniecibas iela 10, 1. Stock. LV-1235 Riga

Beginn der Tagung:

Mittwoch, 4. Mai 2005

20 Uhr:

Empfang durch die Goethe-Gesellschaft in Lettland und ihre

Vorsitzende Dr. Gudule Grinuma

Ort: Mentendorff-Haus / Domus Rigensis, Riga, Greznieku iela 18

Donnerstag, 5. Mai

Ort: Akademische Bibliothek Lettlands in Riga, Rupniecibas iela 10, 1. Stock:

10.00 Uhr:

Eröffnung der Tagung durch den Vorsitzenden der Seume-Gesellschaft:

Begrüßung der Teilnehmer

10.15 Uhr:

Einleitung: Zur Begrüßung ein kleiner „Forschungsbericht“

11.00 Uhr:

Andreas Lawaty (Nordost-Institut Lüneburg)

Revolution und Untergang. Seume als Zeitzeuge und Interpret der Ereignisse in Polen
am Ende des 18. Jahrhunderts

Pause

14.00 Uhr:

Gabi Pahnke (Universität Augsburg):

Die Kommunikation eines Sonderlings als sonderbare Kommunikation?

15.00 Uhr:

Edvarda Smite (Lettisches Nationa Mueseum)

Über den Maler Carl Gotthard Grass

16.00 Uhr

Rupert Gaderer (Universität Wien):

Vom *Spaziergang* zur Kutschenfahrt

Topographie und literarische Raumkonzeption in Seumes *Mein Sommer 1805*

17.00 Uhr c.t.:

Akademische Bibliothek Lettlands, Rupniecības iela 10

Eröffnung der von Aija Taimina und Jörg Drews kuratierten Ausstellung

„Meine Ausflucht nach Norden.

Seume in Riga und im Baltikum 1794/95 und 1805“

(Kleine Getränke werden gereicht.)

Danach, am Abend: Gemütliches Beisammensein.

Freitag, 6. Mai 2005

10.00 Uhr:

Claudia Taszus (Universität Jena):

Hartknoch d. J. und Seume

11.00 Uhr:

Dirk Sangmeister (University of Cyprus, Nicosia)

Mancher Hermaphrodit mag in diesem Werke stecken.“

Seume und das „Journal für deutsche Frauen“

12.00 Uhr:

Georg Meyer-Thurow (Independent Scholar, Borgholzhausen):

Seume und die Familie Igelström.

Zwischenbericht aus dem Archiv

Pause

15.00 Uhr:

Mara Grudule (Universität Lettlands; Riga)

Seumes Reise in die baltischen Provinzen Rußlands

Einige kulturhistorische Überlegungen

16.00:

Axel Dunker (Universität Mainz):

„Die Zeit der Dichtung ist vorbei“. Seumes Resignation – frei nach Friedrich Schiller.

17.00 Uhr:

Jörg Drews (Universität Bielefeld):

Drei oder zwei bisher unbekannte Gedichte Seumes – oder nur eines?

Funde und Überlegungen.

20.00 Uhr:

Zu Gast bei Garlieb Merkel. Ein Abend in Depkinshof in Riga-Katlakalna.
Eine gesellige Runde mit Speis' und Trank vom Kleinen Buffett
(Grundbeitrag von 7.50 Euro von jedem Teilnehmer sehr erwünscht.)

Samstag, 7. Mai

10.00 Uhr

Margita Gutmane (Freie Autorin, Riga):
Stationen von Seumes Reise ins Baltikum
(Arbeitstitel)

11.00 Uhr:

Wolfgang Griep (Holsteinische Landesbibliothek Eutin):
Seume auf dem Rückweg: Finnland und Schweden.

12.00 Uhr:

Schlussdiskussion und abschließende Bemerkungen des Tagungsleiters

Die Referate sollten 30 Minuten nicht überschreiten, damit noch 15 Minuten für Diskussion und 15 Minuten Erholungspause zwischen den Referaten bleiben.

Umstellungen können sich als notwendig erweisen, wenn Zeit- und Reisepläne eines Teilnehmers sich verändern und/oder wenn Referenten einen anderen Vortragszeitpunkt wünschen.

Die meisten Tagungsteilnehmer wohnen im Hotel Laine, Skolas iela 11, Riga; Tel. 00371-728982; email: info@laine.lv.

Es ist geplant, die Referate dieser Tagung in etwa vier Monaten den Referenten/Teilnehmern abzuverlangen (wenn nötig, in einer überarbeiteten Form), um daraus einen Tagungsband zu machen, der im Jahr 2006 bei Aisthesis/Bielefeld erscheinen könnte.

Addenda und Corrigenda zur Ausgabe von Seumes Briefen (VII)

Bei dem Ausflug nach Weimar, den Seume nach längerem Krankenlager im Frühjahr 1810 unternahm, machte er kurz Zwischenstation in Naumburg, wo er sich "in den Hecht zum Herrn Eichhof" (Brief. Nr. 422, S. 629) begab, um dort zu speisen und zu übernachten. "Nicht ermittelt" heißt es zu Gasthof und Wirt im Kommentar (629, 8f., S. 1159). Nähere Informationen zu beidem finden sich in einem Artikel "Zur Häusergeschichte", der am 18. April 1909 im "Naumburger Kreisblatt" (Nr. 90) veröffentlicht worden ist. Danach hatte der 1772 als Kunstkoch und Ratskellerpächter ins Bürgerbuch Naumburgs eingetragene Ludwig Wilhelm Eichhof 1794 das Anwesen (heute: Marienstrasse Nr. 34) gekauft, 1802 die Gasthofsgerechtigkeit erworben und den neuen Gasthof altem Gebrauch folgend "Zum blauen Hecht" genannt. 1806 hatte dessen Sohn Friedrich Wilhelm Eichhof den "Hecht" als Besitzer übernommen. Ihm wird Seumes beiläufige Erwähnung im Brief gegolten haben.

Von Interesse ist darüber hinaus, was dem Artikel über den "Hecht" noch zu entnehmen ist: nämlich daß der Gasthof "bald zu großem Ansehen" kam und "manche vornehme Gäste" bei sich sah, darunter 1808 die Herzogin Luise von Meiningen, viele Jahre später den sächsischen König. Wenn also Johann Gottfried Seume 1810 in diesem Gasthof absteigt, dann hatte er fraglos eine gute Wahl getroffen. Anders betrachtet: Seume scheint keine Ausgabe für Kost und Quartier gescheut zu haben. Von Sparsamkeit oder Verzicht keine Spur. Nein, Seume kehrte dort ein, wo auch Herzoginnen und Könige verkehrten. Bleibt nur die Frage: warum konnte er sich das so scheinbar problemlos leisten? (Mein Dank für Auskünfte und Hinweise gilt Frau Susanne Kröner vom Stadtarchiv Naumburg.)

*

Bei der Vorstellung der Briefpartner Seumes wird Ulrich von Schlippenbach (1774-1826) als "kurländischer Beamter und dilettierender Dichter" präsentiert (S. 1196), ein Urteil, das merkwürdig geringschätzig ausfällt. Denn immerhin wird Schlippenbach, der wie Seume Aufnahme in die "Allgemein Deutsche Biographie" gefunden hat, in diesem Werk nachgesagt, er sei "seiner Zeit der gefeiertste Dichter der baltischen Provinzen" (Bd. XXXI, S. 523) gewesen. In der Tat erweisen sich nicht nur die Liste seiner Publikationen als beeindruckend umfangreich, sondern auch das Spektrum seiner Veröffentlichungen als überraschend breit. Es umschließt neben zeittypischen Gelegenheitsdichtungen aller Art nicht nur Gedichtsammlungen, auch einen Roman, Zeit-historisches, Landeskundliches und eine zweibändige Reisebeschreibung, letztere übrigens bei Perthes und Besser in Hamburg erschienen.

*

Ein Empfehlungsschreiben an Johannes von Müller hatte Seume im Dezember 1807 seinem "Landsmann" Johann Andreas Wagner (1766-1813) mitgegeben, den Seume "als einen Mann von Kopf und Rechtschaffenheit und besonders als einen guten Mathematiker" vorstellte (Brief Nr. 367). Nachtragen läßt sich, worauf Seumes Bekanntheit mit Wagner beruhte. Wie aus dem in der Staatsbibliothek zu Berlin verwahrten Briefwechsel Wagners mit Friedrich Nicolai hervorgeht, hatte Wagner im Frühjahr 1802 seine Stellung als Lehrer an der Handelsschule zu Magdeburg aufgegeben und

war nach Leipzig gezogen. Nicolai gibt er in einem Brief vom 20. März 1802 die neue Adresse an: "...wohnhaft in seinem eigenen Hause in der Nikolai-Strasse Amtmanns Hof genannt". Und in eben diesem Hause in der Nikolaistraße 17 lebte wenig später, nach seiner Rückkehr vom "Spaziergang", auch Seume. Wagner war nicht nur Mitbewohner, er war auch der Besitzer jenes Hauses, in dem sich Seume in der Zeit vom Herbst 1802 bis zum Frühjahr 1803 einquartiert hatte (vgl. die Briefe Nr. 275, 281 und 287 mit entsprechender Adressenangabe). Nebenbei: Wenn Planer und Reißmann im Zusammenhang mit Seumes Empfehlungsschreiben für Wagner diesen als "Schüler" Seumes (S. 580) bezeichnen, dann ist das einmal mehr eine Ihrer fragwürdighäufigen Behauptungen, für die sich kein Beleg finden läßt. Die Behauptung ist aller Wahrscheinlichkeit nach falsch.

*

Biographische Informationen zu einigen der Leipziger Juristen, die im Umfeld Seumes, in seinen Werken und Briefen, begegnen, finden sich in einer Studie, die an so abgelegener Stelle und unter so merkwürdigem Titel erschienen ist, daß sie außerhalb eines engen Spezialistenkreises kaum Beachtung gefunden hat. Es handelt sich um den Beitrag, den Peter P. Rohrlach unter dem Titel "Leipzig – Regierender Bürgermeister – 1711-1806" in dem Band "Hofpalzgrafen-Register", bearbeitet von Jürgen Arndt, Teil II (Neustadt an der Aisch: Degener & Co./Heinz Reise, 1971, S. 69-178) veröffentlicht hat. In dieser Arbeit hat Rohrlach in mühevoller Kleinarbeit die in Literatur und Archiven verfügbaren Angaben zu den Lebensläufen jener (insgesamt 830) Leipziger Juristen zusammengetragen, denen im Zeitraum zwischen 1711 und 1806 das Recht zur Ausübung von Notariatsgeschäften erteilt worden war.

*

Es gibt im Brief Seumes an Ulrich von Schlippenbach vom 18. Oktober 1793 (Nr. 31) ein Wort, das sich, wenn man (wie mir Jörg Drews freundlicherweise vor Augen führte) Seumes Schriftzügen genau folgt, weder mit Scharfsinn noch Phantasie korrekt und plausibel entziffern läßt. "Bedeutung unklar" lautet deshalb auch der Kommentar zu der Briefpassage, in der Seume Schlippenbach, der als Offizier in die russische Armee einzutreten sucht, mitteilt, daß es vor Ort, d.h. in Warschau, genügend Regimentchefs gebe, "an die man sich adressiren kann, die sodann wegen der Kandidaten in der Dujars eingeben". Die im Kommentar (69,23 S. 712) angestellte alternative Überlegung: "naheliegender wäre im gegebenen Kontext 'Dujours', d.i. die diensthabenden Offiziere" überzeugt ebenfalls nicht. Von welchen diensthabenden Offizieren sollte da die Rede sein? Nein, was Seume schreiben wollte, war, wie sich begründet vermuten läßt, *Dejour*! Dieser in kaum einem Lexikon oder Wörterbuch verzeichnete Begriff findet sich in Briefwechseln baltendeutscher Offiziere in russischem Militärdienst aus dieser Zeit und er macht auch Sinn – wenn die Informationen stimmen, die sich in dem von Kiesewetter seit 1840/41 in immer wieder verbesserten Auflagen herausgegebenen "Fremdwörterbuch" finden. "De jour sein" oder "dejourieren", bedeute, wird dort erläutert, "an der Tagesordnung oder Dienstreihe sein". Die "Kandidaten in der Dejour" wären demgemäß die zur Beförderung anstehenden bzw. an der Dienstreihe seienden Offiziere und Offiziersanwärter.

Georg Meyer-Thurow

Die Brille im Text.

Myopisches Augenpaar und Hoffmannsches Augenglas im „Spaziergang“ und in den Briefen Johann Gottfried Seumes¹

„Denn von Jugend auf konnte ich nur auf eine kleine Entfernung bestimmt sehen, ob ich gleich in der Nähe sehr scharf sahe und die kleinste Schrift bei Mondschein las; welches noch jetzt ziemlich unverändert eben so ist.“² Was Seume hier in seiner Autobiographie *Mein Leben* unmissverständlich schildert, ist seine Fehlsichtigkeit: Seine Augen können Gegenstände nur dann scharf auf der Netzhaut abbilden, wenn die „*kleinste Schrift*“ (84) nahe vor ihm liegt. Es ist die Kurzsichtigkeit oder Myopie, an der er seit seiner Jugend litt. Zum Ausgleich seiner Kurzsichtigkeit besaß Seume laut seinem Nachlassverzeichnis „*eine Brille in Futteral*“ sowie „*ein paar Augengläser mit Federklemmer*“. Bei Seumes Brillenmodell dürfte es sich um ein Paar der sogenannten Federklemmer handeln, welche den großen Vorteil hatten, mit einer federnden Klemmvorrichtung an der Nasenwurzel fixiert zu werden, um somit eine Steigerung des Komforts beim Tragen der Brillen zu erreichen, wobei zusätzlich eine Bewegungsfreiheit der Hände gewährleistet war.⁴ Seine Brillen bezog Seume von dem Leipziger Universitäts-Optiker Samuel Gottlieb Hoffmann, der seinen Betrieb derart weiterentwickelte, daß er nicht nur Brillenimporte vor allem aus England bezog, sondern bereits eigene Brillengläser herstellte, um andere Optiker mit seinen Erzeugnissen zu beliefern.⁵ Für die Qualität der Hoffmannschen Brillengläser kann unter anderem sprechen, daß nicht nur Johann Wilhelm Gleim seine Brillengläser bei Hoffmann hat anfertigen lassen (Johann Wilhelm Ludwig Gleim an J. G. Seume, 16. 2. 1800. Seume, Bd. 3, Briefe, 318), sondern, daß Seume sogar Verbindungsmann zwischen Gleims Großneffen Friedrich Heinrich Wilhelm Körte und dem Betrieb Hoffmanns war (Seume an Gleim, 20.11.1798).

Neben diesen Rekonstruktionsansätzen soll im Folgenden auf literarisierte Wahrnehmungen in Seumes *Spaziergang* und in einzelnen Briefen eingegangen werden, wobei entscheidend sein wird, wie Seume seinen Blick durch das geschliffene Glas thematisiert und gleichfalls literarisch inszeniert.

I.

Die Brille als rhetorische Figur erhält vor allem in den Briefen Seumes eine starke Gewichtung. Er verwendet beispielsweise in einem Brief an Karl von Münchhausen die Brille als Allegorie, um darauf hinzuweisen, daß seine nicht zustande gekommene Veröffentlichung in Archenholtz *Minerva* nicht aufgrund ästhetischer Anforderungen, sondern vielmehr an der politischen Zensur scheiterte.⁶

Mein Lobgedicht auf Poniatowsky ist, so viel ich weiß nicht gedruckt worden. Vermuthlich fand auch Archenholz, daß Materie und Form nichts Werth waren. So so; das gilt mir auch gleich. Vielleicht hatte es auch andere Ursachen. Es giebt Ört, wo die Konsuls und Residenten fremder Mächte die Zeitungen und Journale diktieren. Richtig! Es kommt nur auf die Brillen an, welche man aufsetzt.

(Seume an Münchhausen, ca. Mitte August 1798)

Durch das verschlüsselte sprachliche Bildzeichen der Brille, das schon zur Zeit Seumes eine konventionalisierte Zuordnung erfuhr, wird auf die politische Kurzsichtigkeit Johann Wilhelm von Archenholtz' verwiesen, der *Das Gedicht Parentation. Dem König Stanislaus Augustus Poniatowsky* nicht in seine Zeitschrift aufnahm.

Dennoch muss es nicht immer die qualitätsschwache Brille sein, die dem Brillenträger die politische *Wahrheit* verhüllt, ebenso kann der falsche Umgang mit dieser einen *Knick in der Optik* verursachen.

Ich habe das Glück oder das Unglück, wie man will, nach dem Aufsatz für einen Stockrußen gehalten zu werden. Mich dünkt, man muß doch eine sehr schiefe Brille haben um so etwas heraus zu sehen. Und das ist Leuten begegnet, die sonst unter die Seher gehören.

(Seume an Gleim, 29.12.1799)

Bei dem Aufsatz handelte es sich um eine Veröffentlichung Seumes in Böttigers *Merkur* unter dem Titel *Anekdoten zur Charakterschilderung Suwarows*. Seume schätzte den russischen Feldherrn Piotr Alexej Wassiljewitsch, Graf von Suworow, aufgrund seiner militärischen Erfolge und seines ihm nachgesagten Gerechtigkeitssinns. Bei seinen Zeitgenossen galt der russische General als brutaler und erbarmungsloser Befehlshaber. Durch das Sinnbild der *schiefen Brille* distanziert sich Seume nicht vom Inhalt seines Aufsatzes, sondern verschiebt die Problematik auf die Ebene der Rezipienten. Er kontrastiert die seiner Meinung nach fehlerhaften Interpretationen seines Aufsatzes, die durch die *schiefe Brille* hervorgerufen wurden, mit Rezipienten, „[...] die sonst unter die Seher gehören.“ (305) Durch sein allegorisches Brillenprogramm greift der Briefschreiber auf kultur- und sozialgeschichtliche Verwendungskontexte zurück, um politische Zensur, Fehlinterpretationen oder die politische Fehlsichtigkeit des Gegenübers zu thematisieren und ironisch in Beziehung zu setzen. Entscheidend ist jedoch die Funktion der Brille als duales Sinnbild, denn einerseits wird durch ihre schlechten Brillengläser *Wahrheit* unscharf gemacht, andererseits wird es dem Betrachter erst durch die Brillengläser ermöglicht, die Schärfe der *Wahrheit* zu erkennen.

Wiederum in einem Brief an den Anakreontiker Johann Wilhelm Ludwig Gleim beschreibt Seume seine Schreib- und Leseerlebnisse während seiner arbeitsaufwendigen Korrektorenzeit bei Göschen in Grimma. Besonders dieser Brief wird im Folgenden ausführlicher als die vorigen besprochen, da Seume auf äußerst kreative und vielfältige Weise aus visuellen Textelementen schöpft. Auffällig ist, daß vorwiegend die Briefe an Gleim kunstvoller, plastischer und wirkungsvoller ausgeschmückt sind, was wahrscheinlich darauf zurückzuführen ist, daß Seume dem damals bereits lange schon sehr berühmten Dichtermäzen aus Halberstadt seine literarische Kunstfertigkeit beweisen wollte und mit einer Veröffentlichung der Briefe an Gleim spekulierte.

Er befindet sich am *Scheitelpunkt seiner Laufbahn*, schreibt nicht mehr demutsvoll wie noch in seinen ersten Jahren als Student an der Universität Leipzig oder verbittert und unzufrieden über seine eigene und politische Situation gegen Ende seines Lebens. In den Briefen an den „väterlichen Freund“ Gleim, der Seume zeitweise finanziell unterstützte, schöpft Seume aus seinem reichen literarischen Inventar. Und es zeigt sich, daß vor allem die Briefe an Gleim sich zu einem *literarischen Experimentierfeld*, zu einer *Schule der Wahrnehmung* entwickeln, deren Höhepunkt in der literarischen Pro-

duktion des *Spaziergangs* liegen wird. In dem Brief an Gleim operiert er auf vielfältige Weise mit visuellen Textelementen, was seine besondere Spannung dadurch erhält, daß Gleims Sehkraft nach 1800 rasch abnahm. Noch Anfang August 1801 wurde Gleim von seinem Großneffen, dem Braunschweiger Augenarzt und Medizinprofessor Karl Gustav Himly, erfolglos am linken Auge am Star operiert und spätestens seit dieser Augenoperation war Gleim vollkommen erblindet. In dem Brief an Gleim inszeniert Seume ein Muster von visuellen Sinneseindrücken, die ihn daran hindern, konzentriert die zu korrigierenden Werke zu lesen.

Da kehrt der Blick, als wie im Schwindel, von dem Gesindel mit nichts zurück; und die Pupille sieht durch die Brille, im Zauberkreis, die Wirbelstanzen, schwarz, grau und weiß, Quadrille tanzen. Dann will mir fast, wenn so die Grillen den Schedel trillen; in aller Hast der böse Spleen mit seiner Last zu Leibe gehn, und Nachtgespenster vor jedem Fenster zusammendrehn: ich aber trenne mit Einem Stoß mich plötzlich los, steh auf und renne, als ob der Schopf mir an dem Kopf gewaltig brenne, durch Stock und Stein, berg auf berg ein, als käme Faust, der Hexenmeister, im Chor der Geister, daß alles braust, daher gesaust. (Seume an Gleim, vor dem 14.1.1799.)

Er kann sich noch so plagen und muss erstarrt feststellen, daß er von dem vor ihm liegenden Text nichts wahrnehmen kann. Das Blatt Papier wird zum blinden Spiegel, was im Hinblick auf eine psychoanalytische Deutung des Briefes einiges versprechen läßt: „*Da kehrt der Blick, als wie im Schwindel, von dem Gesindel mit nichts zurück;*“ (219) Zwar ändert nun der Blick durch die Brille das Seherlebnis, denn der Text kann wieder wahrgenommen werden, nur kommt es noch immer nicht zu einem befriedigenden Seherlebnis, denn die Schrift kann immer noch nicht gelesen werden: „*[...] und die Pupille sieht durch die Brille, im Zauberkreis, die Wirbelstanzen, schwarz, grau und weiß, Quadrille tanzen.*“ (219) Es scheint, daß Seume seine qualitätsschwachen Brillen dafür verantwortlich macht, daß er den Text nicht korrekt wahrnehmen kann. Trotz der Brille, oder gerade wegen ihr, tanzen die Buchstaben Quadrille. Johann Heinrich Duncker klärt den Brillenträger in seiner Schrift *Belehrungen über Brillen, die Beschaffenheit, Auswahl und Anwendung derselben. Ein Rath- und Hilfsbüchlein für Alle welche der Brillen bedürfen* (1815) darüber auf, welche Ursachen dieses Muster von Sinneseindrücken haben kann: „*[...] allein das wellenförmige Geschiebe der Masse, das Schlängeln, verziehen und Tanzen der Buchstaben beim Drehen der Gläser, sind Beweise der unrichtigen und falschen Form [...]*“⁷

Es sind jedoch nicht die qualitätsschwachen Brillengläser des Leipziger Optikers Hoffmann, die verantwortlich für Seumes negatives Seherlebnis sind. Seumes Blick durch die Brille legt das negative Seherlebnis von Schreibendem und Hoffmannschem Augenpaar aufgrund der schlechten Brillengläser zwar nahe, aber dem muss entgegengehalten werden, daß das konkav geschliffene Glas der Brillengläser nicht der Lesefähigkeit Seumes dienen kann. Er bräuchte vielmehr das geschliffene Glas einer Lupe, um das „*Quadrille tanzen*“ (219) der Buchstaben zu beenden. Seumes tatsächliche Brille – auf die er im Brief anspielt – ist kein Gerät zur Nahsicht, vielmehr verhilft es der eingeschränkten Kurzsichtigkeit zur ungehinderten Weitsicht. Die nahe vor ihm liegende Schrift wird er mit dem optischen Gerät, das der Kurzsichtigkeit entgegenarbeiten sollte, nie erkennen können. Aber die imaginierten Wahrnehmungen von weit entfernten Szenarien, für die er seine passenden Augengläser auf den Nasenhöcker

gezwickt hat, werden nun beschreibbar. Die folgenden Beschreibungen weit entfernter Orte verweisen auffallend auf den zukünftigen Marathonspaziergänger des rasanten *Spaziergangs*. Mit „*einem Schritttchen*“ (219) ist er in kurzer Zeit bei seinem Dichterfreund Gleim und setzt seine fiktive Reise weiter über das Meer fort. Die Soldatentage in Halifax evoziert der Autor vor seinem inneren Auge, gefasst verbleiben kann, der gehetzte Wanderer dennoch nicht:

Mit einem Sprung bin ich im Schwung auf bloßen Sohlen sodann in Polen [...] und steige fort von Ort zu Ort. Von den Maßuren hin zu den Kuren und zu den Letten mit schweren Ketten; und dann zur Höh des Peipussee [...] so kehr am Ende ich nun behende stracks wieder heim zum Vater Gleim, und küße ihm mit Ungestüm und Hast die Hände, als ob ich flugs mich wieder fände und schnellen Zugs vom Rausch des Trugs empor mich wände.
(Seume an Gleim, vor dem 14.1.1799.)

Seumes Rundgang, der ein *revival* seiner bisher wichtigen Lebensstationen darstellt, endet wiederum bei Vater Gleim. Dennoch wird auch hier der Rastlose nicht länger verweilen, denn es geht zur Stadt hinaus auf den *Spiegels Berg*.

Dann geht es zwerg zur Stadt hinaus auf Spiegels Berg zum Augenschmauß, wo rund umher die Gegend wacht und garbenschwer dem Auge lacht; wo in der Fern der Hügel sich die dicken Herrn gar säuberlich, daß ihre Glatzen von Heiligkeit und Fett fast platzen, die Jammerzeit von letzten Tagen mit Muth ertragen, und in dem Kampf doch ohne Krampf von Kopf und Magen in Küchendampf sich baß behagen. Doch weg den Blick von diesem Stück von Gergesern und Tagelöhnern der Sempiterna Pulcra Lauerna.
(Seume an Gleim, vor dem 14.1.1799.)

Bezeichnenderweise ist es der erhöhte Standpunkt des *Spiegels Berg*⁸, von dem er seine letzte visuelle Wahrnehmung beschreibt. Denn der blinde Spiegel bildete zu Beginn des Briefes das Paradoxon, daß der Blick des Schreibenden ohne Inhalt zurückgeworfen wird. Von dem erhöhten Standpunkt aus literarisiert Seume seinen panoramistischen Blick *rund umher*, der die inszenierte Wahrnehmung des Fußgängers im *Spaziergang* nahhaltig prägen wird. Sein Blick verschwindet jedoch angesichts eines katastrophalen Systems einer klerikalen Klasse von Tagelöhnern der Sempiterna Pulcra Lauerna, der unvergänglich schönen Göttin der Diebe und Betrüger.

In dem Brief an Gleim wird deutlich, daß die Brille im Text eine Funktion ausübt; auf die sich einige der folgenden Briefpassagen stützen können. Der Blick durch die falschen Brillengläser ermöglicht ihm kein Erkennen der vor ihm liegenden Schrift, ist jedoch der initiatorische Faktor für den kurzsichtigen Briefschreiber, um weit entfernte Schauplätze als Fiktion und Imagination beschreiben zu können.

II.

Noch zu Beginn seines Sizilienrundgangs, auf dem Weg von Palermo Richtung Sutera und Agrigent ins Inselinnere, besitzt Seume volles Vertrauen zu seinem Mauleseltreiber, der ihn geradewegs zum Berg Eryx bringen soll. Sein Vertrauen schwindet jedoch abrupt, denn durch List will sich der sizilianische Eseltreiber ein paar goldene Unzen mehr hinzuverdienen. Er führt ihn zu weit ins Landesinnere und erklärt, wenn



Perspektivhändler.

Abb. 1: *Der Perspektivhändler*. Stich aus Joh. Christ. Brands Wiener Kaufruf 1775, wiederabgedruckt in: Hans Tietze, *Alt-Wien in Wort und Bild. Vom Ausgang der Mittelalters bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts*, Wien 1924, S. 111.

Seume nun zum Eryx wolle, müssten die beiden wieder nach Palermo zurück, um einen anderen Weg einzuschlagen; dies mache übrigens sechs goldene Unzen. Seume weigert sich, den Betrag zu zahlen und so bleibt ihm ein unmittelbarer Anblick der Kultstätte der erycinischen Göttin – eine phönizische Gottheit, die von den Griechen mit Aphrodite gleichgesetzt wurde – verwehrt.

Bei der Überfahrt mit dem Paketboot von Palermo zum Festland berichtet Seume über ein *Augenvorspiel*, das für sein autobiographisches Schreiben innerhalb des *Spaziergangs* und für die Entschlüsselung eines der *Hauptmotive* des *Spaziergangs* besondere Bedeutung erlangt. In Palermo, am Ausgangspunkt seiner Sizilienrunde wieder angelangt, besteigt er den Monte Pellegrino, um dort zuerst die Nase eines Bildes der heiligen Rosalia und danach seinen Blick auf die unter ihm liegende Landschaft zu beschreiben.

Zwischen diesem isolierten Felsen und der höheren Bergkette liegt ein herrliches kleines Tal, das sich von der Stadt immer enger bis an die See vorzieht. Es ist von der Natur reichlich gesegnet, und der Fleiß könnte noch mehr gewinnen. Hier muß nach der Topographie das Städtchen Hykkara gelegen haben, aus welchem Nicias die schöne Lais holte und nach Griechenland brachte. Weiter hinaus suchte ich mit meinen Hofmanischen Augen den Eryx bei Trapani, und knüpfte in vielen schnellen Übergängen Wieland, Aristipp, und die erycinische Göttin zusammen. Weiß der Himmel, wie ich in diesem Thema auf den Hudibras kam; die Ideenverbindung mag wohl etwas schnell und gesetzlos gewesen sein, und ich halte es nicht für wichtig genug sie wieder aufzusuchen.
(Seume, *Spaziergang*, Werke/Briefe 1, 406 f.)

Von dem erhöhten Aussichtspunkt aus beschreibt Seume einen seiner typischen Blicke auf die Natur, die auf den Nutzen der Landschaft zentriert ist. Er ortet danach die damalige Lage der sizilianischen bzw. sikanischen Kleinstadt Hykkara, die Geburtsstadt der Hetäre Lais, die Seume noch aus seiner Lektorenzeit des *Aristipp* und *einige seiner Zeitgenossen* von Christoph Martin Wieland gut in Erinnerung sein musste. Nun nimmt der kurzsichtige Seume seine Hoffmannschen Gläser aus dem Futteral⁹ – denn es geht *weiter hinaus* – um Richtung Westen den oberhalb von Trapani gelegenen Berg Eryx erkennen zu können, der einen markanten Ort innerhalb der italienischen Reiseliteratur darstellt.

Durch die Schriften Diodors, Cluverius Phillipus' *Sicilia antiqua item Sardinia et Corsica* und *Italia antiqua*, Benjamin Hederichs *Gründlich mythologisches Lexicon*, Karl Wilhelm Ramlers *Kurzgefasste Mythologie* und *Allegorische Personen zum Gebrauche der bildenden Künstler*, Johann Hermann Riedesels *Reise durch Sizilien und Großgriechenland* und Wielands *Aristipp* war sich Seume bewusst, welch erotisch markierte Kultstätte er durch sein Hoffmannsches Augenglas erspähen konnte.

Johann Hermann von Riedesel, der im März 1767 seine *Reise durch Sizilien und Großgriechenland* begann und dessen *Büchlein* für die Sizilienbeschreibung Johann Wolfgang von Goethes eine besondere Gewichtung einnimmt, war im Gegensatz zu Seume bei dem Heiligtum der Aphrodite und schildert seine Erfahrungen der Reise in seinem *Ersten Sendschreiben* an Johann Joachim Winckelmann. Nach den Beschreibungen der archäologischen Funde und der topographischen Lage des Eryx leitet Riedesel zur Göttin über, die auf dem Eryx verehrt wurde. Den Grund für die Verehrung der Venus auf dem Eryx macht Riedesel an der „*Schönheit des weiblichen Ge-*

*schlechts*¹⁰ vor Ort fest. Benjamin Hederichs *Gründliches mythologisches Lexicon* wiederum gibt drei Entstehungstraditionen für die Kultstätte an, wobei die erste besagt, daß Eryx ein Sohn aus einer der vielen Beziehungen der Venus sei. Nach dem Tod des Vaters, der die Herrschaft über ein kleines Königreich hatte, übernahm Eryx dessen Position. Er errichtete nicht nur „[...] die Stadt Eryx, auf dem Berge Eryx, sondern auch einen sehr schönen Tempel seiner Mutter zu Ehren auf dessen obersten Höhe.“¹¹ Im erklärenden Verzeichnis der griechischen Namen und Wörter verweist Wieland auf die dritte Traditionslinie, die sich ebenfalls bei Hederich wiederfindet. Eryx soll ein sizilischer Faustkämpfer gewesen sein, der von Herkules im Zweikampf ermordet und im Berg Eryx begraben wurde, dem er seinen Namen gab. Über die Funktion des Tempels erfahren wir bei Riedesel, Hederich und Wieland nichts. Jedoch der aus Sizilien stammende griechische Historiker Diodor, dessen Schriften Seume nachweislich kannte, berichtet über die Funktion der Kultstätte, die besonders römische Beamten genützt haben dürften:

[...] whenever they come to Eryx, embellish the sanctuary with magnificent sacrifices and honours, and laying aside the austerity of their authority, they enter into sports and have conversation with women in a spirit of great gaiety [...]¹²

Die Tempelprostitution war charakteristischer Bestandteil des dortigen Kults.¹³ Die vom Monte Pellegrino aus ins Visier genommene Kultstätte der Venus, die Hetäre Lais und die Göttin des Heiligtums in Amathunt, ebenfalls Venus, laden die von Seume beschriebene Szenerie erotisch auf.¹⁴ In der Eryx-Episode könnte die Brille als Hinweis interpretiert werden, als Augenvorspiel, das den Leser dazu veranlasst, wie er, der Autor selbst, *genauer* hinzusehen, um so eine verschlüsselte Fährte zu dechiffrieren, wie es Jörg Drews eindrucksvoll in seiner *psychoanalytisch orientierten Untersuchung*¹⁵ im Hinblick auf die gescheiterte Beziehung zwischen Wilhelmina Röder und Seume unternahm. Der Blick durch die Brille wird wiederum zum initiatorischen Faktor bzw. Impuls, der auf einen grundlegenden Verweishorizont deutet. Waren es die eigentlich nutzlos konkav geschliffenen Brillengläser, auf denen Seume seine visuelle Inszenierung in dem Brief an Gleim aufbaute, so zeigt die Brille nun auf einen autobiographischen Verweishorizont, eine Inszenierung des eigenen Lebens.¹⁶ Neben dem privaten Bereich zeigt die Brille auch ins Berufliche, denn sie wird zum beruflichen Instrument und behält so wiederum im Autobiographischen ihre Ursache.

Weiter hinaus suchte ich mit meinen Hofmanischen Augen den Eryx bei Trapani, und knüpfte in vielen schnellen Übergängen Wieland, Aristipp, und die erycinische Göttin zusammen.

(Seume, *Spaziergang*, Werke/Briefe 1, 407)

Die Bedeutungsdimension des Betrachters mit dem *Federklemmer* auf seiner Nase, als persönlicher Gegenstand, und dem Verweishorizont auf die berufliche Tätigkeit an Wielands *Aristipp* – Buch und Brille – wird zum Ausdruck der Gelehrsamkeit. Dieses Motiv zwischen Typus und Individuum erhält seine Form nicht nur als literarische Selbstinszenierung, sondern zeigt sich vor allem in der christlichen Ikonographie als weit verbreitetes Motiv.¹⁷

III.

Die Autoren der Goethe-Zeit – und dies gemeint in einem doppelten zeitlichen und inhaltlichen Zusammenhang und nicht als eine Epoche der Regentschaft eines alles beherrschenden Autors – illustrieren und diskutieren mit Hilfe optischer Instrumente eine Wechselwirkung zu ihren Textinhalten, sie kreieren einen Standort symbolischer Inhalte und Bedeutungen. Und auch der Spätaufklärer Seume inszeniert das Motiv der Brille in seinen Briefen und literarischen Schriften, wobei der literarisierte Blick durch das geschliffene Glas nicht nur zu einer Auffächerung des optischen Zugriffs auf die Welt führt, sondern ebenfalls zu einer Veränderung der Haltung gegenüber dieser. Denn die *gestützte* visuelle Wahrnehmung mit Hilfe der Brille steht in der Tradition eines Issac Newton, René Descartes, Francis Bacon und John Locke, die das Vertrauen erweckten, daß die menschliche Vernunft mit Hilfe der Naturwissenschaften die Wahrheit entdecken könne. Dennoch konnte das optische Instrument nie zu einem Sinnbild der Aufklärung werden, da es noch immer im Ruf stand, Sichtbares unversehens zu verschleiern. So bestand noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine deutliche Apathie gegen Ohrenbrillen, Klemmer und Kneifer beim aufsteigenden Bürgertum in Mitteleuropa. Neben der sehr geringen Qualität der Brillengläser waren es die herumziehenden Brillenverkäufer (Abb. 1) selbst, die durch Betrug, Arglist und Verschlagenheit die Blicke der *Augenblöden*¹⁸ noch mehr zerstreuten, als ihre Fehlsichtigkeit zu vermindern. Und noch in Grimms Wörterbuch findet sich unter dem Eintrag Brille: „*einem brillen aufsetzen, brillen verkaufen, ihn betriegen; das sind brillen, das ist betrug*“¹⁹

* Vorstehende Ausführungen stehen im Zusammenhang meines Dissertationsprojekts über *Poetisierungen des technischen Blicks um 1800*, für dessen Finanzierung mein Dank der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Doc-Programm) gilt.

¹ Zum folgenden vergleiche vor allem das 8 Bände umfassende Standardwerk von Emil-Heinz Schmitz: *Handbuch zur Geschichte der Optik*. Bd. 1-5 und Erg.-Bd. 1-3. Bonn: Wayenbourg 1981-1995, hier v.a. Erg.-Bd. 3 sowie Ulrich Stadler: *Der technisierte Blick. Optische Instrumente und der Status von Literatur*. Würzburg: Königshausen und Neumann 2003.

² Seume, Bd. 1, *Mein Leben*, 84. – Zitate aus Werken und Briefen Seumes folgen den Ausgaben: Johann Gottfried Seume: *Werke in zwei Bänden*. Hg. v. Jörg Drews unter Mitarbeit von Sabine Kyora. Frankfurt/Main: DKV 1993 und Johann Gottfried Seume: *Briefe*. Hg. v. Jörg Drews und Dirk Sangmeister. Frankfurt/Main: DKV 2002. Da es keine andere Briefausgabe gibt, genügt die Datumsangabe. Bei häufigen durchgehenden Verweisen auf jeweils einen Text Seumes werden nach dessen erster Nennung die weiteren Seitenangaben ohne Zusätze in Klammern im laufenden Text nachgestellt.

³ Seume, Bd. 3, *Briefe/Kommentar*, 817.

⁴ Vgl. hier Seumes Schilderungen in seinem Reisebericht *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*: „Aber ich mochte reiben und gucken, so viel ich wollte, und meine Nase komisch mit dem Hofmannischen Glase bebrillen; die Erscheinungen blieben Esel.“ (Seume, Bd. 1, *Spaziergang*, 270)

⁵ Schmitz, *Handbuch zur Geschichte der Optik* (wie Anm. 1), Erg.-Bd. 3, Teil B, 630 f.

⁶ In Seumes Anfrage bei Johann Wilhelm Archenholtz, ob dieser das Gedicht in der *Minerva* aufnehmen wolle, schrieb Seume: „*Aesthetische Veränderungen gebe ich gerne zu, aber keine die dem Sinn und dem wesentlichen Ausdruck etwas nehmen oder geben.*“ (J. G. Seume an Johann Wilhelm Archenholtz. 20. 3. 1798. Seume, Werke/Briefe 3, 145)

⁷ Johann A. Heinrich Duncker: *Belehrungen über Brillen, die Beschaffenheit, Auswahl und Anwendung derselben. Ein Rath- und Hilfsbüchlein für Alle welche der Brillen bedürfen.* Berlin: Dietrich 1815, S. 11.

⁸ Vgl. hier den Eintrag „Spiegelberg“ im Grimm, wo schon auf das Oppositionsverhältnis zwischen Realem, Fiktiven und Imaginären verwiesen wird. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 16, Sp. 2243.

⁹ In Seumes minutiöser Auflistung seiner Reiseutensilien fehlt die Erwähnung seiner Hoffmannschen Augengläser, die er im *Spaziergang* jedoch erwähnt (Seume, Bd. 3, Briefe, 369 f.).

¹⁰ Johann Hermann von Riedesel: *Reise durch Sizilien und Großgriechenland*. Hg. v. Arthur Schulz. Berlin: Akademie 1964, S. 26.

¹¹ Benjamin Hederich: *Gründliches mythologisches Lexicon*. 2. Ausgabe, Darmstadt: Glöckner 1770, Sp. 1049.

¹² C. H. Oldfather (Hg.): *Diodorus of Sicily*. Bd. 3. London: University Press 1952, S. 81 f.

¹³ Vgl. Moses I. Finley: *Das antike Sizilien. Von der Vorgeschichte bis zur arabischen Eroberung*. Übersetzt v. Karl-Eberhart und Grete Felten. München: dtv 1993, S. 173 f.

¹⁴ Vgl. hier Hederich, der bei seiner Namensetymologie der Venus unter anderem den Wortstamm aus dem Griechischen mit *begatten* angibt. Hederich, *Gründliches mythologisches Lexicon* (wie Anm. 11), Sp. 2437. Weiter vgl. K. W. Rammler, der meint, daß Venus „[...] als eine liebreizende junge Göttin abgebildet [wird], oft nackt, oft wenig und leicht bekleidet, und zuweilen mit einem Rosenkranz auf dem Haupt.“ Karl Wilhelm Ramler: *Allegorische Personen zum Gebrauch der bildenden Künstler*. Als ein Anhang zu K. W. Ramlers kurzgefassten *Mythologie*. Bd. 1. Berlin: Mauener 1791, S. 106 f.

¹⁵ Jörg Drews: „Ach, Galatea, Du Schöne. Warum verwirfst Du mein Flehen?“ Seume in Sizilien, oder: Besudelung und Sturz zweier Götterbilder. In: „Wo man aufgehört hat zu handeln, fängt man gewöhnlich an zu schreiben.“ Johann Gottfried Seume in seiner Zeit. Hg. v. Jörg Drews. Bielefeld: Aisthesis 1991, S. 97-116, hier S. 104 f.

¹⁶ Zu Seumes autobiographischen Schreiben zwischen Gelehrtenbiographie und individueller Entwicklungsgeschichte in *Mein Leben* vgl. Sabine Kyora: „Sich zeigen, wie man ist?“ Seumes autobiographische Selbststilisierung. In: Seume: „Der Mann selbst“ und seine „Hyperkritiker“. Vorträge der Colloquien zu Johann Gottfried Seume in Leipzig und Catania 2002. Hg. v. Jörg Drews. Bielefeld: Aisthesis 2004, S. 13-25.

¹⁷ Herbert Heinz Mann: *Augenglas und Perspektiv. Studien zur Ikonographie zweier Bildmotive*. Berlin: Mann 1992, S. 59 ff.

¹⁸ Grimm, *Deutsches Wörterbuch* (wie Anm. 8), Bd. 2, Sp. 804.

¹⁹ Grimm, *Deutsches Wörterbuch* (wie Anm. 8), Bd. 2, Sp. 383.

Riedesel und Seume.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts gewinnt in ganz Europa die sogenannte „Kavaliers-tour“ großes Interesse; der Gedanke und die Überzeugung waren, daß eine derartige Reise die Erziehung und Ausbildung vervollständigen sollte. Diese Erfahrung war allein Söhnen aus dem Adel oder reicher Bürger vorbehalten, die meist einen erfahrenen und gebildeten „Begleiter – Präzeptor“ an ihrer Seite hatten. Im Mittelpunkt des Interesses standen meist antike Monumente aus der griechischen und römischen Zeit und Raritäten verschiedenster Art, die es zu bewundern galt, „Gabinetti“ (salone delle case signorili = Salons, Empfangsräume in herrschaftlichen Häusern) und Museen, in denen Privatleute Statuen, antike Büsten, Münzen, Schmuckstücke und Steine gesammelt hatten. Die verschiedenen Interessen der einzelnen Reisenden gehen nicht immer klar aus ihren Beschreibungen hervor, sondern sie verfolgen genau geschichtliche oder literarische Quellen, die sie studiert hatten oder geben getreu die Eindrücke und Informationen vorausgegangener Reisender wieder. Einige Hinweise auf Selbsterlebtes findet man nur, wenn man praktische Hinweise zur Reiseroute, den Straßenverhältnissen, Entfernungen zwischen besichtigten Städten und Ortschaften, zu empfehlenswerten oder zu vermeidenden Unterkünften vermitteln möchte. Aber schon ein Jahrhundert später gibt es immer mehr nützliche Ratschläge für Reisefreudige, wie etwa Informationen über Städte und Dörfer, über die Bewohner, denen man begegnete, und die Beschreibungen werden bereichert mit Bewertungen und persönlichen Beurteilungen.

Während sich Sizilien, dominiert von der Kultur und den Waffen der iberischen Halbinsel (Aragonesen, Katalanen und Kastigliesen), langsam von der vielseitigen Konstellation des großen mediterranen Kosmos distanziert, im Rahmen eines neuen Bundes, der sich zwischen der Insel und Europa zu entwickeln beginnt, entsteht diese neue Sensibilität für Reisen aus dem Norden gen Süden. Sie erwächst aus dem Interesse für die antike griechische Kultur, aber es ist ein damals aktuelles und lebendiges, geschichtlich bedingtes Phänomen und deshalb reich an Erwartungen und Ergebnissen.

Dazu kommt ein wachsendes Interesse für die Naturwissenschaften, für Geologie, Vegetation, klimatische Bedingungen sowie Besonderheiten der Natur – denken wir nur an die Bedeutung, die dem vulkanischen Element zukommt und welchen Umfang die Beschreibung des Ätna in der Reiseliteratur einnimmt. Diese neue Sensibilität findet sich in der inzwischen ausführlicheren Behandlung derartiger Argumente. Daneben wird endlich das Nachdenken über den Menschen und seine Lebensbedingungen wach; Gedanken und Argumente über das gesellschaftliche Leben, über kulturelle, und politische Fakten werden mit wachsender Aufmerksamkeit beschrieben, häufig im Versuch, falsche Erwartungen richtigzustellen oder bei der Formulierung einer augenblicklichen Enttäuschung bei einer Begegnung/Entdeckung einer Realität, die von der beim Studium von Schriften entstandenen Vorstellung abweicht.

Um es mit Goethe zu sagen: Reisebeschreibungen sind „fast wie Erinnerungen an die besuchten Orte“, und „die wahre Situation des Augenblicks wird wahrgenommen und fixiert. Hierin besitzt ein jeder seine Art zu urteilen“, „...jeder hat ein eigenes Kriterium des Guten, des Wünschenswerten und des Besonderen“; Persönlichkeit, Motivation, Situation der Epoche, mehr oder weniger günstige Umstände sind also für jeden verschieden.

Reisebeschreibungen finden nach Goethe ihre Rechtfertigung, weil sie Erinnerung darstellen und ein Dokument einer bestimmten Realität in einem gewissen geschichtlichen Augenblick sind, und die Breite der Dokumentation zusammen mit der verschiedenen Konzeption werden gerne akzeptiert, weil die einzelnen Texte sich gegenseitig vervollständigen und zu einer weiteren und tieferen Kenntnis des Themas beitragen.

Liest man die Beschreibungen einiger deutscher Reisender in Sizilien der Goethe-Zeit, kann man diese Überlegungen nur bestätigen. Jeder von ihnen, verschiedener familiärer Herkunft und mit gleichen Möglichkeiten, diversen Charakters und diverser Bildung, spiegelt den „Zeitgeist“ wider, in seinen Informationen, Motivationen und religiösen, politischen und moralischen Überzeugungen, die er mit sich trägt, Instrumente, um die Geheimnisse der fernen, nie gesehenen Länder zu enträtseln, und diese und vieles darüber hinaus mit den persönlichen Erwartungen in Zusammenhang zu bringen. Die Art, sich den Einzelheiten zu nähern, die mehr oder weniger den beiden hier vorzustellenden Reisenden interessant erscheinen, zeigt eine individuelle Sensibilität und Erfahrung. Das trifft vor allem dann zu, wenn die Autoren von der ausschließlichen Beschreibung absehen, um eine Bewertung von Fakten und Dingen, Situationen und Begegnungen mit den Menschen und ihrem sozialen Hintergrund und Umfeld zu treffen. Ich möchte gerade diese letzteren Aspekte in den Berichten zweier deutscher Reisender in verschiedenen Epochen in Sizilien genauer untersuchen.

Bei dem ersten handelt es sich um J. H. Riedesel, einen jungen Adeligen aus Thüringen, der sich auf seiner zweiten Reise nach Italien im Jahre 1767, zwanzig Jahre vor Goethes Reise, bis nach Sizilien begibt. Von ihm stammt die erste bedeutsame Beschreibung der Magna Graecia, die er seinem Freund Winckelmann widmet und unter dem Titel *Reise durch Sizilien und Großgriechenland* 1771 veröffentlicht.

Riedesel nähert sich Sizilien mit vorwiegend archäologischem Interesse und mit einer Vorliebe für Wertstücke der Antike auf der Suche nach dem Griechischen einer glorreichen Vergangenheit. Er beschreibt alles bis ins Kleinste, gibt genaueste Hinweise, Interpretationen und sorgfältigste Bewertungen zu Monumenten und antiken Resten mit einer Sicherheit und Sachverständigkeit, die deutlich zu verstehen geben, wie sehr ihm all das, was er „wiederentdeckt“ in der sizilianischen Realität, vertraut war. Er führt ein Gespräch mit „Iniziierten“ der Ideale der „edlen Einfalt und stillen Größe“, von denen die Kunstwerke der Antike zeugen. Weder die „arabischen Mosaikwerke, wovon die Sizilianer soviel Geschrey machen“, noch auch die normannische und barocke Architektur finden bei ihm großes Interesse. Hingegen hat Riedesel lobende Worte für die urbanistische Anlage und den Wiederaufbau der Stadt Catania, „einer der schönsten in Sizilien“ nach dem schlimmen Erdbeben. Er sieht darin auch den segensreichen Willen eines aufgeklärten Fürsten, wie den des Fürsten Biscari, einen idealen Ausgangspunkt zur Neuerobung antiker Werte in moderner Fassung. Die Gastfreundschaft, die er bei der Familie Biscari erfährt, gibt ihm Gelegenheit, den großzügigen Charakter der Sizilianer bestätigt zu sehen; er selbst meint dazu „Ein anderes Überbleibsel der Griechen ist die große Liebe und Gastfreyheit gegen Fremde“ und von ihm „in ganz Sizilien angetroffene und empfundene“ Charakterzug. So bemerkt er in Alcamo: „Ich erfuhr sogleich Gastfreyheit der Sizilianer“, „Ich wurde sofort aufgenommen und herrlich in seinem Hause bewirtet“, und „als Freund genoß ich alle Höflichkeit ohne Zwang und mit vieler Aufrichtigkeit“. Riedesel fährt fort mit diesem Thema: „Witz und Verstand herrscht heute noch unter den Einwohnern dieser Stadt, mehr als in den anderen Siziliens und vornehmlich die antike Gastfreyheit und Urbanität gegen Fremde“.

Damals war man auf die Gastfreundschaft von Privatleuten angewiesen, wie man in Leantes *Stato presente della Sicilia*, 1761 publiziert, im zweiten Kapitel unter dem Stichwort „Maniera di viaggiare“ (Die Art zu reisen), lesen kann: „Die Unterkünfte auf dem Reiseweg (da Sizilien kaum von Reisenden besucht ist) besitzen bequemere Schlafstellen für Tiere als für Menschen, und werden ganz allgemein „fondaci“ genannt, noch sind für Fremde die in der Stadt oder in den bewohnten Ortschaften annehmbarer, weshalb nicht wenige in besonderen Häusern (d.h. privaten) Unterkunft zu suchen pflegen, oder in Klöstern“. Riedesel genießt fast ausschließlich diese angenehme, private Gastlichkeit bei bedeutenden Familien, und es ist ihm eine „Pflicht bey allen Gelegenheiten mein Opfer dieser Gastfreundschaft zu thun“. Riedesel beschreibt wiederholt und lobt des öfteren auch die Schönheit der Sizilianerinnen, von denen er sagt: „Sie sind so weiß als eine Deutsche oder eine Engländerin sein kann, haben aber die schönsten schwarzen Augen voller Leben und Feuer und die regelmäßigen griechischen Profile.“ In Erice vermeinte er die schönsten Frauen Siziliens zu sehen, in Syrakus beurteilt er sie als „meistentheils schön“ und in Agrigent schreibt er u.a., daß es wegen der Schönheit seiner Frauen „berühmt“ ist und fügt enttäuscht hinzu, daß „allein die Eifersucht die Männer so sehr besitzt, daß man selten einige nur zu sehen bekommt.“ Außerdem berichtet er, daß die Frauen in Syrakus mehr Freyheit genießen als in anderen Städten Siciliens“, und versucht dies damit zu erklären, „weil die beständige starke Besatzung der königlichen Truppen fremde Sitten und Gebräuche einführt“, während er die „grosse Freyheit wie andernorts in Italien“ wie z.B. die der Palermitanerinnen darauf zurückführt, daß „die Männer anfangen, sich der ihnen angeborenen Eifersucht zu schämen.“ Und über die Ätnadörfer schreibend kommt er erneut auf die Schönheit der Frauen zu sprechen: „Die Weiber sind weiss und haben die schönsten griechischen Profile“. Er betont ihren frohen und kommunikativen Charakter; „sie sind munter und leutselig“, und sagt von ihnen: „Sie würden wahrhaftig und heftig lieben und Beständigkeit und Treue in ihrem Geschlecht beweisen.“ Auch Urteile über Männer fehlen nicht, die „wenn auch nicht schön wie die Frauen sind, griechisches Aussehen“ hätten, sonnenverbrannt seien, aber gross, gesund und leutseliger Art: „Sie sind aufrichtig und dienstfertig.“

Riedesel ist erstaunt, daß die Bewohner am Ätna nicht so seien wie von Fazello beschrieben: rau und wild in Gewohnheiten und „horridi aspectu“. Im Gegenteil schätzt er ihre „Unberührtheit“, und daß sie noch nicht durch Kontakt durch andere Menschen verdorben“, folglich noch „authentisch, guthmütig und ehrlich“ seien. In einer letzten Beurteilung vor dem Verlassen der Insel faßt er es in Kürze so zusammen: „Diese Nation ist, wie alle mittägigen Völker fein, scharfsinnig und voller Talent, hat aber auch die Weichlichkeit, Wollust und Arglist“. Riedesel bedauert, daß sie „bei einem erstaunlichen Feuer nicht das nöthige Phlegma haben zur Ausführung der Künste: das beweisen ihre Mahler, Bildhauer und sogar ihre Dichter, häufig Leute aus dem gemeinen Volk, vor allem Improvisatoren; diese letzteren schreiben ihre ersten Gedanken nieder als daß sie solche überlesen, verbessern und von Fehlern reinigen“. Den Grund dafür sieht er im Klima und den „umori falsi“, hervorgerufen durch den übermäßigen Genuß an Zucker und Salz. „Dieses aber macht sie unruhig und ungeduldig, welche Empfindung bey einem so übermäßigen Feuer in die heftigste Handlung ausschlägt; deswegen ist die Eifersucht und Rachbegierde erschrecklich und heftiger als in irgendeiner Nation, bey ihnen.“ Der Autor schätzt es zum anderen, daß die Sizilianer bei Tisch Mäßigung zeigen, besonders beim Trinken, und bemerkt: „Was sie am meisten verabscheuen, ist Trunkenheit.“ Es überrascht ihn immer wieder ihre Vorliebe für Sü-

Bes. In Riedesel finden sich auch genaue Aufzeichnungen über die Art sich zu kleiden. Es erscheint ihm seltsam, daß die Männer trotz der Hitze schwere Mäntel tragen, oftmals mehrere, und Mützen anstatt von Hüten. Die Kleider der Frauen aus dem Volk mit ihren Tüchern als Kopfbedeckung und den breiten Schals um die Taille erinnern ihn irgendwie an die antike griechische Tracht; in den Städten sieht er vornehmlich „grosse schwarze Regentücher auf spanische Weise“, während „der Adel in Palermo die französische Mode nachäfft“, und fügt mit leichter Ironie hinzu: „... so wie das übrige Europa auch.“

Während seiner Reise begegnet Riedesel verschiedenen Persönlichkeiten, die er in seiner Reisebeschreibung erwähnt, weil er seinen Dank für die gastfreundliche Aufnahme zeigen will oder weil er beeindruckt ist von der freundlichen und kompetenten Führung zu den von ihm besuchten Altertümern. Aber nur wenig dringt durch über seine soziokulturellen Eindrücke. Nur bei seinem Aufenthalt in Catania schreibt Riedesel einiges mehr über Leute, denen er begegnete, über deren berufliches und wissenschaftliches Niveau. Wir hören von einem gewissen Don Raguleo, der gegen die Pocken impft, von einem Bischof Ventimiglia und seiner „modernen“ Bibliothek mit Werken von Voltaire, Rousseau und Helvetius, von einem Professor der Mathematik und Philosophie Don Leonardo Gambino, der die moderne Doktrin eines Leibniz und Newton lehrt. Angenehm überrascht will Riedesel Catania seine Ehre erweisen, weil die Stadt mehr als andere im Zeichen der modernen Zeiten zu stehen scheint und die Möglichkeit zeigt, sich in ihrer großartigen Geschichte zu erneuern. Zur sozioökonomischen Lage lesen wir schmerzliche Anmerkungen. Riedesel versetzt sich nicht nur in die verarmte, allgemeine Situation der Bevölkerung, sondern versucht die Gründe dafür zu klären. „In Messina sollte der Handel blühen, aber er liegt völlig am Boden“, und der Autor kommentiert: „Selbst der König hemmt die Ausfuhr der Seide, nachdem er 16 Prozent Steuern auf die Waren anlegt.“ Er sieht in der Stadt Lyon die starke Konkurrentin auf dem Markt, weil sie „Maschinen zur Seidenspinnerei eingeführt hat, während Messina genöthigt ist, ihre rohe Seide ungesponnen nach Frankreich zu senden.“ Von der Baumwolle, damals fast überall in Sizilien angebaut, verspricht er sich bessere Einkünfte, nicht so vom Handel mit Zucker, der quantitativ und qualitativ gut in der Gegend von Avola produziert wird, aber die Konkurrenz der Holländer sogar auf dem sizilianischen Markt spürbar ist, und „die Produktion westindischen Zuckers wohlfeiler als die Sizilianer solchen zu liefern im Stande sind.“ Riedesel bemerkt nicht nur im Handel und in der fehlenden Produktion die tragische Unwirtschaftlichkeit auf Sizilien. Beim Anblick der unbebauten Felder bringt er seine Enttäuschung zum Ausdruck und schreibt: „Ich hatte Ursache, über den elenden Zustand des jetzigen Sizilien zu klagen im Vergleich mit dem Sizilien der Antike: so viele Städte, so viel Reichthum, so viel Menschen zerstört. Nicht einmal die ganze Insel hat so viele Einwohner als Syrakus allein vor Zeiten hatte; so viele herrliche Gegenden, welche Frucht brachten, sind Wüste aus Mangel der Arbeiter, so viele wohlgeratene Seehafen ohne Schiffe aus Mangel des Handels; so viele Menschen mangeln Brod, weil die Edelleute und Mönche alle Güter besitzen.“ „Der Feldherr oder Landmann besonders ist genöthigt elend zu leben, weil die Reichen die Felder allein besitzen, und die Mönche besonders lieber die Erde unbebaut lassen, als viel davor ausgeben; der Tagelöhner im Felde gewinnt nur 15 Neapolitanische Grani des Tages mit saurem Schweiß.“ Also: „Wenn eine gute Regierung die Ordnung, Gerechtigkeit und Gleichheit hier herstellte, würde dieses der glücklichste Winkel der Erde seyn.“

Während seiner Reise durch die Insel erlebt Riedesel keine Unannehmlichkeiten oder Abenteuer, im Gegenteil, er fühlt sich durch die eigene Erfahrung sicher, wie aus der folgenden Aufzeichnung hervorgeht: „Man reitet auf dieser Insel entweder zu Pferde oder in Sänften: denn die Wege leiden nicht, daß man fahren kann. Ich ritte, und wurde genötigt, wider meinen Willen, einen Soldaten, von denen welche der König gegen die Räuber unterhält, zur Begleitung mitzunehmen. Ich war gar nicht dieser Meinung: Allein alle meine Bekannten und der Vice-König selbst nöthigten mich dazu. [...] Jeder Besitzer von ansehnlichen Gütern, unterhält einige gewaffnete und berittene Männer zu seiner besonderen Deckung. Es ist falsch, was man mir erstlich erzählt hatte, daß diese Soldaten Anführer und Diebe sind, und einem zur Deckung dienen, weil sie mit ihnen in Gemeinschaft stehen. Es sind ehrliche Leute, und man ist sicher mit ihnen. Ich will wohl glauben, daß zuweilen sie einige Nachsicht gegen die Räuber äußern, wenn sie solche fassen könnten; dem ohngeachtet ist man ohne Gefahr in ihrer Begleitung, und sie führen ihren Reisenden mit Aufmerksamkeit und Treue. Ich bin aber überzeugt, daß man auch ohne ihre Gesellschaft sicher reisen könne; denn ich habe niemand Verdächtigen begegnet.“

In seiner Reisebeschreibung bringt Riedesel viele Informationen zu den verschiedensten Aspekten der damaligen Inselrealität. Seine Deutung ist nicht immer überzeugend, aber ausgeglichen und wohlwollend. Es überwiegt nicht einfach die Enttäuschung über den Verfall von Größe und Pracht des antiken Siziliens; Riedesel fragt viel mehr nach dem Grund dafür und sucht nach Ansätzen für ein Wiederaufleben der antiken Größe. Das Modell dafür sieht er im Einsatz der Bevölkerung; und die Voraussetzungen zur Realisierung eines neu zu gewinnenden glücklichen menschlichen Daseins glaubt er deutlich in Catania verwirklicht zu sehen.

Genau 15 Jahre nach Goethes Reise, im Jahre 1802, begibt sich Johann Gottfried Seume auf die Reise nach Sizilien. Seume, ein Mann von Kultur – seine Bewunderung für die Klassiker hat ihn u.a. zu dieser Reise animiert –, aber mit sehr bescheidenen finanziellen Mitteln durchquert er die Insel zu Fuß oder auf dem Eselsrücken. Als typischer Vertreter einer besonders griechenfreundlichen Aufklärung zeigt er Interesse für eine objektive Kenntnis der politisch-sozialen Situation, aus seinem dringenden Bedürfnis heraus, Obskurantismus und die religiöse und feudale Tyrannei zu bekämpfen. Für uns erweisen sich seine präzisen Beobachtungen als besonders wertvoll. Sein Kontakt mit der Realität Siziliens ist direkt. Er findet nicht wie Riedesel in Patrizierhäusern Unterkunft, sondern in bescheidenen Behausungen auf seiner Reiseroute. Seume lebt mit und unter einfachen Leuten und seine Notizen zeugen von absoluter Anteilnahme, besonders am Elend der Menschen, dem er überall begegnet: „... denn das wenige Brot, das sie selbst hatten, war sehr schlecht. Ist das nicht eine Blasphemie in Sizilien, das ehemals eine Brotkammer für die Stadt Rom war? Ich konnte meinen Unwillen nicht bergen.“ Nachdem er von Palermo aufgebrochen war, erscheint ihm „alles ziemlich wild“, und er fügt hinzu: „... wir kamen an unbedeutenden Dörfern vorbei, und der kulturelle und wirtschaftliche Verfall war ziemlich grell.“ Seine Enttäuschung steigert sich zur Wut bei so viel Armut: „Ehemals schickte man bei der grossen Bevölkerung Korn nach Rom, und die Insel wurde für ein Magazin der Hauptstadt gehalten. Neulich ist man genötigt gewesen, Getreide aus der Levante kommen zu lassen, damit die wenigen ärmlichen, südlichen Küstenbewohner nicht Hunger litten. Kann man eine bessere Philippika auf die Regierung und den Minister in Neapel schreiben?“

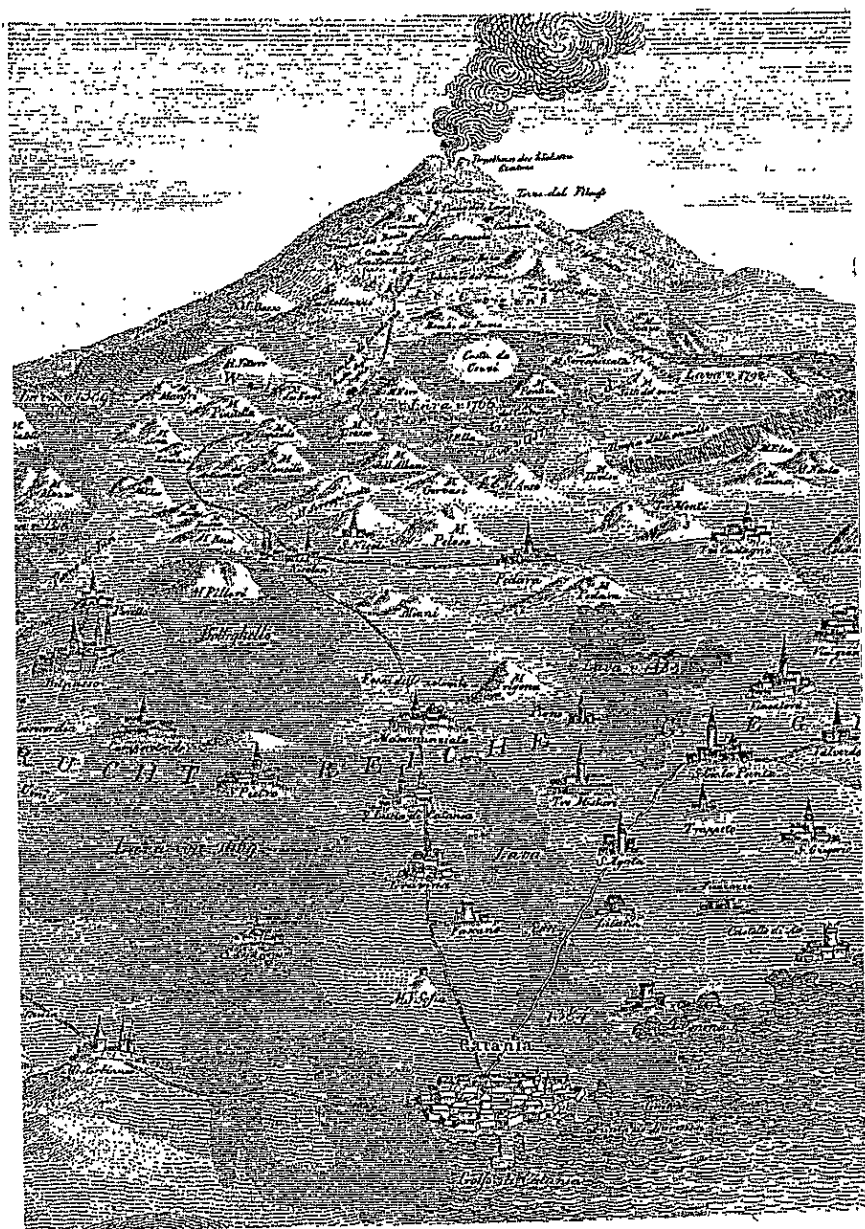


Abb. 1: Aetna. Aus: Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Supplement-Kupferheft, zu den ersten vierzehn Theilen gehörig. Leipzig: J.F. Gleditsch, 1825. Stichwort A. Länder und Völkerkunde: AETNA. Eine Karte solcher Qualität muß Seume vorgelegen haben; die detaillierten Wegkenntnisse mußte ein Bergführer beisteuern, damit man zum „Doppelhorn des höchsten Craters“ kam.

Seume wird nicht müde, die politischen Autoritäten für derartige Mißstände verantwortlich zu machen. Das Versagen einer engagierten und interessierten Regierung berührt ihn besonders in Syrakus, „das immer mehr verfällt; und die Regierung scheint sich durchaus um nichts zu bekümmern. Nur zuweilen schickt sie ihre Steuerrevisoren, um die Abgaben mit Strenge einzutreiben.“ Seume wiederholt seine Anklage mehrmals und entschlossen, wo immer er einen Grund dazu findet: „Was schlecht ist, geht alles auf Rechnung der Regierung und Religionsverfassung.“ Immer wieder beschreibt er die Mißstände beim Klerus, sei es im kulturellen wie auch im sittlichen Bereich. Beim Besuch des Benediktinerklosters in Catania wird ihm ein rarer Schatz, eine Vulgata gezeigt, in einer besonders schönen Schrift. Nachdem Seume ein wenig darin geblättert hatte, kommentiert er ganz offen: „Schade, daß der Kopist keine Ahnung vom Griechischen hatte.“ Man schaute ihn deshalb ganz verwundert an, und er fühlte sich veranlaßt zu beweisen: „daß der Kopist aus dieser Unwissenheit vieles idiotisch und falsch geschrieben habe.“ Aber die Anwesenden gaben ihm zu verstehen, „daß solche Schätze nichts für Profane wären.“ Der Besuch im Jesuitenkolleg, säkularisiert und zur Fabrik degradiert, ist für Seume eine der vielen Gelegenheiten, seine antikleralen Gedanken loszuwerden: „Das Jesuitenkloster in der Stadt ist zum Etablissement für Manufakturen gemacht, und obgleich dieses noch nicht weit gediehen ist, so ist doch durch die Vernichtung des Klosters viel gewonnen.“

In der Nähe von Palermo reizt ihn eine Szene wie aus dem Theater zu einem ironischen Kommentar gegen den Klerus. Seume sieht eine Sänfte vorbeikommen unter Glöckchengeläute; drinnen ein satyrähnlicher Typ, der mit Grimassen, aber doch ernsthaft den Segen gibt, und der Rest der Karawane spendet lachend Beifall. Auch diese Episode zeigt, wie wenig der Klerus Respekt verdiente, und Seume betont mit Ironie „eine ziemlich geräumige und bequeme Sänfte für den Bischof und seine Nichte; denn ich habe es in Sizilien durchaus bemerkt, daß die vornehmen Geistlichen viel auf Nichten halten.“ Damit klagt er die berüchtigte Korruption des Klerus deutlich an. Fast immer sind es Szenen aus dem alltäglichen Leben, die Seume zu seinen Überlegungen veranlassen. In Palermo wird er zufällig Zeuge bei einem Mord. Die Szene scheint unwahrscheinlich aktuell: „Es sammelte sich Volk, und in wenigen Minuten war einer erstochen und der Mörder verwundet entlaufen. Die Wache, welche nicht weit davon stand, tat als ob sie gar nichts dabei zu tun hätte.“ Seume ist überrascht, daß die Polizei nicht eingreift, aber die Tatsache, daß er als Fremder keine Gefahr läuft, beruhigt ihn; „... für die Fremden scheinen sie, aus einer alten religiösen Sitte, noch einige Ehrfurcht zu haben. Sie erstechen sich untereinander bei der geringsten Veranlassung, aber ein Fremder ist ihnen heilig.“ Dieses Gewalttame der Sizilianer erwähnt Seume nicht mehr. Im Gegenteil. Er unterstreicht das Gutmütige ihres Charakters, ihre Arbeitsamkeit und ihre Fähigkeiten. Lediglich beim Anblick der fruchtbaren Ebene um Caltagirone, die völlig brach liegt, macht er eine Andeutung auf ihre Trägheit, kommt aber sofort zurück auf die eigentlichen Ursachen dieser Vernachlässigung: „In Sizilien treibt das Feudalsystem in den grässlichsten Gestalten das Unheil fort; und obgleich mehr als die Hälfte der Insel wüst liegt, so würde doch kein Baron einen Fuss Land anders als nach den strengsten Lehensgesetzen bearbeiten lassen. Die Folgen sind klar.“ Seume entgeht nicht, daß im Handel die Dinge nicht besser stehen, er gänzlich von „fremden Kaufleuten, die mit fremden Artikeln handeln“ monopolisiert ist. In Neapel angekommen, macht er verschiedene Anmerkungen: „Man schreit über die öffentliche Armut und die öffentliche Verschwendung“. „An Manufakturen

wird gar nicht gedacht“, „... die Engländer und die Deutschen versorgen alle Provinzen.“ „... der Minister verkaufe als Halbbrute die Nation an die Engländer.“

Die Armut, die Seume auf Schritt und Tritt erlebt, vermittelt er dem Leser auf eindringliche Weise: „Nie habe ich eine solche Armut gesehen, und nie habe ich mir sie nur so entsetzlich denken können. Die Insel sieht im Inneren furchtbar aus. Hier und da sind einige Stellen bebaut; aber das Ganze ist eine Wüste, die ich in Amerika kaum so schrecklich gesehen habe. Zu Mittag war im Wirtshause durchaus kein Stückchen Brot zu haben. Die Bettler kamen in den jämmerlichsten Erscheinungen, gegen welche die römischen auf der Treppe des Spanischen Platzes noch Wohlhabenheit sind.“ Seume beweist wieder seine genaue Beobachtungsgabe sowie seine ungewöhnliche Fähigkeit, sich in eine gewisse Lage hineinzusetzen. „Sie bettelten nicht, sondern standen mit der ganzen Schau ihres Elends, nur mit Blicken flehend, in stummer Erwartung an der Tür. Erst küsste man das Brot, das ich gab, und dann meine Hand. Ich blickte fluchend rund um mich her über den reichen Boden und hätte in diesem Augenblick alle sizilianischen Barone und Äbte mit den Ministern an der Spitze ohne Barmherzigkeit vor die Kartätsche stellen können.“ An anderer Stelle betont er von neuem seine eigenen Prinzipien politischer und sozialer Gerechtigkeit: „Wer in dem Dienst des Staates reich wird, kann kein Mann von edlem Charakter sein.“ Seumes innere Anteilnahme zeigt sich in einem Aufschrei(?) absoluter Verurteilung und in einem Aufruf nach Justiz und Gerechtigkeit. Eine weitere Episode zeigt seine psychologische Feinfühligkeit. In einer Gastwirtschaft in Augusta will er einen Teller „Makkeroni“ bestellen, und der Wirt gibt zur Antwort „In Catania sind Makkaronen; hier ist nichts.“ Seume hat nicht nur Verständnis für die grobe Reaktion des Wirtes, er entschuldigt ihn sogar und versucht, dessen Feindseligkeit zu beschwichtigen: „Der Mensch hatte die trotzige mürrsinnige Physiognomie der gedrückten Armut und des Mangels, der nicht seine Schuld war, und wann nicht eine etwas freundlichere Miene, als bis ich seinen Kindern von meinem schönen Brote aus Syrakus gab.“

Im Gegensatz zu Riedesel zeigt Seume nur wenig Interesse für die weiblichen Geschöpfe, weder an ihrem Aussehen, noch an ihrem Charakter. Aber in einer der vielen Episoden beschreibt er das typische Profil einer sizilianischen Mutter, der er in einer Locanda in der Nähe von Termini Imerese begegnete: „Sie stellte mir vor, was meine Mutter jetzt meinewegen für Unruhe haben musste, und riet mir ernstlich, nach Hause zu eilen, sie hätte auch einen Sohn auf dem festen Lande, den sie zurückerwartete.“ Seume verdrängt jegliche Sentimentalität mit einer ironischen Bemerkung ohne Bitternis: „Ihre Teilnahme und Pflege war sehr mütterlich, indessen doch ihre Rechnung etwas stiefmütterlich.“

Die angeführten Zitate zeigen ein bislang unbekanntes Einfühlungsvermögen und ein primäres Interesse und Verständnis für die Probleme der Bevölkerung.

Die Reisen von Riedesel und Seume in einem zeitlichen Abstand von 35 Jahren in einem noch feudalistischen Sizilien, also fern von den politischen und sozialen Wandlungen im restlichen Europa, bieten sich geradezu zu einem Vergleich an. Obgleich beide das Interesse für die Antike teilten, sehen sie Sizilien mit ganz verschiedenen Augen. Riedesel, Vertreter der Aufklärung, befaßt sich als Enzyklopädiiker insbesondere mit dem Außergewöhnlichen. Auch wenn er im allgemeinen ausgeglichene Betrachtungen anstellt, so bringt er doch ab und zu gewisse Übertreibungen in seinem etwas verkrampften Versuch, die Wirklichkeit des gegenwärtigen Augenblicks mit der antiken Welt in Einklang zu bringen, und dadurch das glückliche menschliche Dasein

wiederzuerlangen. Selbst die Erfahrungen mit Umständen und Menschen seines Ranges tragen zu einer verschönerten Information bei, der eines feinen und gebildeten Zeitgenossen, der Sizilien bereist, um die klassische harmonievolle Welt der Antike, die er aus Büchern kennt, nachzuempfinden.

Seume hingegen, auch aufgrund seiner persönlichen Erfahrungen beeinflusst durch die sozialen und kulturellen Veränderungen infolge der Französischen Revolution, erlebt mit einer neuen Sensibilität die armseligen Lebensbedingungen der Bevölkerung. Im Unterschied zu Riedesel nimmt er teil am Leben der einfachen Leute und befaßt sich mit den politischen und sozialen Gegebenheiten unter persönlicher Anteilnahme, so daß sogar das archäologische Interesse zweitrangig erscheint. Konfrontiert mit den sozialen Bedingungen auf Sizilien in jener Zeit, charakterisiert durch politische Mißstände und Korruption der Kirche, kann Seume mit seiner tiefen Enttäuschung und seinem Pessimismus nicht zurückhalten. Riedesel hingegen sieht Ansätze für eine mögliche Wiederentdeckung der Ideale der Antike.

Eine aufrichtige wahrheitsgetreue Darstellung scheinen bei Seume erstrangig und wichtiger als eine stilistisch anspruchsvolle Form, auch wenn er den Wunsch ausdrückt, daß sein Buch auch vom Ästhetischen her einen gewissen Wert haben möge. Seine Art zu erzählen ist unmittelbar, direkt, ein lebhaftes Gespräch, frisch und nicht bemüht um einen gehobenen Stil. Seine Ausdrucksweise ist nüchtern, angereichert durch häufige Parataxen, die an seine antiken Vorbilder erinnern, an Plutarch, Suetonius und vor allem an Tacitus, den Seume in einem seiner Aphorismen Gallsucht zitiert. Seume macht häufig Gebrauch von lakonischen Formeln, Bonmots, Maximen und Aphorismen, die scherzhaft, ironisch und manchmal sarkastisch klingen. Von sich selbst sagt er eindeutig: „Ich bin ein freier Mensch, ein freier Mann, glaube vernünftig zu sein. Schreibsucht ist nicht meine Krankheit.“

Riedesel und Seume, zwei verschiedene Persönlichkeiten in Kontakt mit ein und derselben Wirklichkeit – um es mit Goethe zu sagen: „Jeder bringt eine gewisse einheimische Urteilsweise mit; jeder hat einen gewissen Maßstab des Guten, Würdigen, Wünschenswerten oder Vortrefflichen; und auch der Zeitcharakter, den die Reisenden an sich tragen, spricht sich aus.“

Die Zitate nach den folgenden Ausgaben:

- Johann Hermann von Riedesel, *Reise durch Sicilien und Großgriechenland*, Zürich 1771.

- Johann Gottfried Seume, *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, Frankfurt a.M. 2001 (= Insel Taschenbuch 2780).

- Johann Wolfgang Goethe, *Italianische Reise*. In: Werke. Hamburger Ausgabe Bd. 11. Textkritisch durchgesehen von Erich Tunz, kommentiert von Herbert von Einem. 12. Auflage, München: C. H. Beck 1989.

**Neu Entdecktes und Neuerscheinungen zu
Johann Gottfried Seume und dem Umfeld**



Karl August Böttiger: *Literarische Zustände und Zeitgenossen. Begegnungen und Gespräche im klassischen Weimar.* Hrsg. von Rene Sternke und Klaus Gerlach. Berlin: Aufbau 2005. (= Aufbau-Taschenbücher Nr. 30 17 70.) – (Das Buch erschien als Hardcover bereits 1998, ist aber jetzt für 12 Euro als Taschenbuch zu haben. Seume kommt darin nicht vor, aber viele Personen und Verhältnisse, die zur Lebens- und Arbeitswelt Seumes gehören.)

Nachrichten von Büchern & Menschen

Bei den diesjährigen Frühjahrsauktionen werden einige der Bücher und Handschriften erneut angeboten, die bei den vorjährigen Herbstauktionen keinen Abnehmer gefunden haben. Kaum hatten wir in den letzten „Obolen“ berichtet, daß der Antiquar Wolfgang Braecklein (Berlin) seit Jahren allerorten ein unveröffentlichtes Gedichtmanuskript Seumes mit dem Titel „Gretchens Geist“ vergeblich feilbiete, liefert Braecklein nun eben dieses Autograph (vier Seiten Quart mit Unterschrift, aber ohne Datum) zur Auktion 85 vom 13. bis 16. April bei Gerda Bassenge in Berlin ein (lfd. Nr. 2649). Nachdem Braecklein das Manuskript über Jahre hinweg weder für 9.500 Mark (Liber Berlin 2001) noch später für 4850 € (zvab) hatte verkaufen können, ist der (Schätz-) Preis nun leicht gefallen, nämlich auf „nur“ noch 3.500 €. Ironie der Geschichte ist, daß das Manuskript, bevor es Braecklein erwarb, schon 1991 bei Bassenge (Katalog 57/1, S. 607-609, lfd. Nr. 3201) für weitaus geringeres Geld im Angebot gewesen war, mithin seit nunmehr 14 Jahren ein (überteuertes) Spekulationsobjekt von Händlern ist. Zugleich hat Braecklein, nachdem die von ihm belieferte Herbstauktion bei Brandes in Braunschweig (wir berichteten) nicht den gewünschten Erfolg hatte, wiederum einen Teil seines langjährigen Lager- und Katalogbestandes an Büchern bei Bassenge zur Auktion eingeliefert. Zu dem Buchangebot bei Bassenge zählen auch Seumes Nachlaß moralisch-religiösen Inhalts (Kurzes Pflichten- und Sittenbuch für Landleute) für geschätzte 300 € (lfd. Nr. 2297) sowie die von J. P. Zimmermann herausgegebenen Gesammelten Schriften für stolze 500 € Schätzpreis (lfd. Nr. 2296). — Bei der Auktion 98/1 bieten Reiss & Sohn (Königstein) Seumes Mein Leben in einem etwas späteren Pappband (lfd. Nr. 1640) für geschätzte 150 Euro an; es handelt sich wohl um das Exemplar, das bereits auf Auktion 95 feilgeboten worden war.

Dirk Sangmeister

Gelesen, notiert, zitiert:

DIE ANTINAPOLEONISCHE NATIONALBEWEGUNG

(S. 56 f.:)

Für die nationale Entwicklung in Deutschland wurde es jedoch bedeutsam, daß die Bildungsschichten ihr patriotisches Engagement schon bald auch in den Dienst einer antinapoleonischen Bewegung stellten, die über den Einzelstaat hinausging. Die Jahre um 1806 waren eine kritische Zeit des Umschlags der politischen Meinungsbildung. Napoleon hatte mit seiner Selbsternennung zum Kaiser (1804) endgültig die republikanischen Grundsätze seiner Anfänge verlassen und sich nach seinen militärischen Erfolgen von Austerlitz und Jena zum Herrn über Deutschland gemacht. Auf diese doppelte Herausforderung hin vereinigten sich ein demokratischer und ein nationaler Protest zu einem zunächst noch vereinzelter Widerstand: Beethoven zerriß das Widmungsblatt der „Eroica“, der Theologe Friedrich Daniel Schleiermacher warnte in Halle vor einer Vernichtung des liberalen Protestantismus, und in Nürnberg verbreitete ein Buchhändler, Johann Philipp Palm, jenes patriotische Flugblatt „Deutschland in seiner

tieften Erniedrigung'. Er wurde zwei Wochen später von den Okkupationstruppen hingerichtet, ein erster Märtyrer der neuen Bewegung.

Der sächsische Schriftsteller Johann Gottfried Seume analysierte bereits die Ursachen der nationalen Misere; er notierte in seinen „Apokryphen“: „Der jetzige Zustand Deutschlands ist das Produkt der Privilegien, des Kastenwesens und des Stocksystems, das Werk unserer Fürsten und Edelleute... Solange wir die Privilegien nicht vernichten, können wir die Franzosen vielleicht schlagen, werden sie aber nie besiegen... Eine Nation hat immer mehr nötig, gegen ihre inneren Feinde zu wachen als gegen ihre äußeren. Selten ist eine Nation durch ihre äußeren Feinde zerstört worden.“ Damit war eine Verbindung zwischen außenpolitischem und innenpolitischem Protest hergestellt, die für die nationale Bewegung bedeutsam werden sollte. Der Philosoph Fichte war 1807 in Berlin mit seinen „Reden an die deutsche Nation“ vom Protest zum Appell übergegangen. Er sprach eine Nation an, die es bisher nur in den Kreisen der Gebildeten gab, und diese waren sich ihrer politischen Schwäche bewußt. Um nationalpolitisch agieren zu können, waren sie auf Bündnispartner angewiesen. Angesichts der nationalen Enttäuschung über die deutschen Fürsten kamen nur die Volksschichten dafür in Frage. So entstand in diesen Jahren das revolutionäre Programm einer gezielten Nationalerziehung, wozu Fichte in seinen Vorlesungen durch gewagte Argumentationen und den Hinweis auf Pestalozzi Mut machte.

[S. 65-66:]

Die Nationalbewegung war im Zusammenhang der antinapoleonischen Widerstandsbewegung entstanden. Sie wurde getragen von den bürgerlichen und adligen Bildungsschichten, die seit längerem ein Nationalbewußtsein besaßen und im damaligen Deutschland eine erhebliche gesellschaftliche Potenz darstellten. Im Verlauf des antinapoleonischen Kampfes, vor allem im Zusammenhang der Befreiungskriege, gelang es ihnen, weitere bürgerliche Volksschichten, z.B. die eigenen Frauen, zu mobilisieren und für nationale Ziele zu gewinnen. Es gab jedoch starke regionale Unterschiede. Die Bewegung stand in Österreich und in Preußen in Verbindung, mitunter auch in Konkurrenz mit einem Landespatritismus. In Österreich konnte sich der Patriotismus seit 1805 zunächst am freiesten entfalten, wurde jedoch seit 1810 durch den Einfluß Metternichs in seiner Entwicklung stark behindert (1813 z.B. das Verbot der antinapoleonischen Widerstandsorganisation „Alpenbund“). Seitdem war Preußen das dominierende Zentrum der Bewegung; die entscheidenden Impulse für den Befreiungskrieg des Jahres 1813 gingen von ihm aus. Sie fanden ihr erstes und stärkstes Echo in Norddeutschland, speziell in Hamburg, sodann auch in Mitteldeutschland. Hier erreichte der Befreiungskrieg streckenweise den Charakter einer patriotischen Volksbewegung. In den südwestdeutschen Gebieten dominierte wohl stärker der Landespatritismus; nationalpatriotische Initiativen entwickelten sich erst nach der Befreiung. Doch liegt hier vieles noch im Dunklen.

Metternich, schon 1813 der große Gegenspieler der Nationalbewegung, hatte ein Gespür dafür, daß es in ihren Reihen um mehr ging als um die Befreiung von der napoleonischen Okkupation. In ihrem Kern war sie eine politische Emanzipationsbewegung, in der bürgerliche Schichten ihre eigenen Interessen erkannten, sie deutlicher formulierten und als Forderungen zum Ausdruck brachten. „Die europäischen Völker sind nicht mehr im Stande der Unmündigkeit; sie kennen ihr wahres Interesse“, heißt

es in einer von dem Verleger Friedrich Perthes verbreiteten Flugschrift. „Eine Verfassung, durch welche die Gewalten geteilt, die Rechte des Volkes sanktioniert werden, das fordert auf dem jetzigen Standpunkt der politischen Entwicklung laut die Stimme der Nationen als ein unveräußerliches Recht! ... Nur wo eine freie Verfassung ist, ist ein Vaterland, kann wahre Vaterlandsiebe gedeihen... Unter dem Panier des gemeinschaftlichen Vaterlandes, unter dem Schutze allgemeiner Gesetze, die Jedem Recht sprechen, fühle sich der Untertan zugleich als freier deutscher Mann.“ Schon Seume hatte in diese Richtung gewiesen: vom Untertan der Fürsten zum freien Bürger. Die dominierende Zielvorstellung der patriotischen Bewegungen dieser Jahre war nicht ein deutscher Nationalstaat, vielmehr: der Übergang zum Konstitutionalismus in den deutschen Einzelstaaten, die Garantie von bürgerlichen Freiheits- und Gleichheitsrechten, die Einrichtung von Parlamenten mit legislatorischer Kompetenz.

Die national-patriotische Bewegung hatte in Napoleon ihren gemeinsamen Gegner, doch in ihrer positiven politischen Orientierung und Identität war sie durchaus nicht einheitlich. War sie auf Deutschland, auf den Einzelstaat, auf die Region oder nur auf den Fürsten bezogen? Das änderte sich offensichtlich von Schicht zu Schicht und von Region zu Region. In den handarbeitenden Volksschichten z.B. standen die alten Loyalitäten noch eindeutig im Vordergrund. Das Nebeneinander, die Überlagerung verschiedener patriotischer Motivationen ist für diese Bewegung charakteristisch gewesen. Unser Bild von ihr ist noch immer von der nationalen Geschichtsschreibung des Bismarckreiches geprägt. Neuere Forschungen liegen kaum vor, so daß man heute besser zu einem Roman von Fritz Reuter oder Fontane greifen sollte, um ein realistisches Bild von den Dimensionen und Grenzen jenes Patriotismus zu erhalten.

Aus: Otto Dann: Nation und Nationalismus in Deutschland 1770 – 1990. München: C. H. Beck 1993. (= Becksche Reihe Nr. 494.)

DIE MUSIK KOMMT MIR ÄUSSERST BEKANNT VOR ...

Denn was man sieht, wenn man zu Fuß einen Weg geht, ist nicht zu vergleichen mit dem, was das Auge aus einer fahrenden Kutsche heraus zu erhaschen vermag.

Inzwischen ist Seumes Satz „Wer geht, sieht im Durchschnitt anthropologisch und kosmisch mehr, als wer fährt“ aus der Vorrede zu *Mein Sommer 1805* auf dem besten Weg, ein häufiges Zitat oder gar ein Geflügeltes Wort zu werden, und offenbar haben wir auch im vorstehenden Zitat Seumes Satz im Hintergrund zu denken; das Zitat stammt aus S. J. Agnons Roman *Herrn Lublins Läden* (Neudruck Leipzig 1993, S. 370) – und der spielt in Leipzig, wo ja auch der spätere Nobelpreisträger einige Jahre lebte und also leicht auf den Leipziger Autor Seume gestoßen sein kann

Berichtigungen.

Wer meine Verhältnisse und meine Stimmung kennt, wird wissen, daß bey mir alles sehr fragmentarisch ist, und daß ich nur sehr wenig lesen kann. Einige meiner Freunde haben von meiner Reise nach Sicilien in öffentlichen Blättern gesprochen. Es ist billig, daß ich dieses Wohlwollen erkenne; und ich bin wirklich dafür Dank schuldig. Es sind aber in den kurzen Nachrichten einige kleine Unrichtigkeiten, die doch, in so fern die Sache selbst bemerkt wird, nicht ganz unwichtig scheinen. Ich habe in Sicilien nicht den ganzen Theokrit übersetzt, dazu hatte ich nicht Zeit; sondern nur den Cyklops: und mein Gang hat nicht sechs, sondern neun Monate gedauert, also ein ganzes Drittheil länger. In sechs Monaten könnte man den Weg kaum als Bothenläufer machen, und ich habe mich doch hier und da in ganz angenehmen Verhältnissen etwas aufgehalten. In drey Monaten mehr kann man manches weiter gehen und mehr sehen. Auf verschiedene Aufforderung, werde ich darüber, so gut ich kann, nach meiner Reise öffentlich bald selbst etwas sagen.

Seume

Ein Rätsel, auf jeden Fall aber ein Fund: Auf einem Mikrofilm fand ich ohne weitere Angaben diesen Text, dessen Herkunft bzw. notwendige bibliographische Angaben ich nicht eruieren kann. Er ist nicht identisch mit Seumes *Gegenbemerkungen* aus dem *Freimüthigen* vom 6. September 1803, S. 565-567. Bei Inge Stephan wie auch bei Marlis Ingenmey sind diese *Berichtigungen* nicht verzeichnet; auch bei Planer/Reissmann werden sie nicht erwähnt. Ist die Notiz eine Antwort Seumes auf die in der Zeitschrift *Der Widersprecher* (2. Stück, Leipzig, Februar 1803, Seite 174 f.) publizierte Giftelei eines Unbekannten, „Ob Herr Seume wohl in sechs Monaten 900 Meilen zu Fuße gemacht habe?“ Kennt ein Leser der *Obolen* die Herkunft dieses Textes?

J. Dr.

Karl Gustav Iodmann.

Stenzen.

Bereuen soll ich jene bess're Stunde,
Den einzigen, den nur zu flücht'gen Tag,
Wo vom Genuß die Bange überwunden
An meiner Brust in süßer Ohnmacht lag?
Warum, ach, ist er mir so rasch entschwunden,
Den ich mir nie zu oft erträumen mag,
Er, den ich mir vor allen, die ich zählte,
Zum einzigen und letzten gern erwählte?

Wie ich mit stürmisch siegendem Entzücken
Die holderröthende Gestalt umfing
Und geizig, mit der Liebe Späherblicken
An jedem reizenden Geheimniß hing:
So soll mich die Vergangenheit beglücken,
Wie ich ihr hoffend einst entgegenging,
Wenn jenes Bild, so wahr als Wirklichkeit,
Mit neuer Gluth die Sehnsucht mir erneut.

Wohl köstlich sind der ersten Liebe Sehnen,
Des Mädchens Furcht, des Jünglings Schüchternheit,
Der räthselhaften Wünsche stille Thränen,
Und aller Reiz, den das Geheimniß leiht;
In jeder nächsten Gunst die höchste wähen,
Wenn sich an jedes Glück ein neues reiht,
Bis siegend, wo sie überwältigt scheint,
Die Liebe klagt und das Vergnügen weint.

So glänzt am leichten Stamm in weißen Reigen
Ein Blüthenheer, des Frühlings heitre Macht,
Und dichter wölbt das Laub sich an den Zweigen,
Und heimlich glühend ist der Keim erwacht;
Bis sich die reichen Nester spendend neigen,
Der Baum enthüllt des Herbstes farb'ge Pracht,
Und, von der süßen Fülle angefüllt,
Dem Lüftern die Frucht entgegen fällt.

O zügle nicht den Gott, der in dir waltet,
 Nun vor dem trunkenen Blick der Schleier fiel!
 Des Lebens Räthsel hat sich dir entfaltet
 In deiner Sinnen wonnevollem Spiel.
 Die Blüthe welkt und die Begier erkaltet,
 Und an der Jahre schnell erreichtem Ziel
 Deut, wie das Glück, nur die Erinnerung
 Noch kalte Schatten, nicht Befriedigung.

Mit ihrem Glanze stirbt der Blume Leben;
 Des Winters Sturm, er kennt die Berche nicht,
 Und langsam tödtet, was ein Lenz gegeben,
 Des bleichen Schnees drückenbes Gewicht.
 Vergebens will sich noch der Wunsch erheben,
 Wenn einst der Jahre Last die Kräfte bricht.
 Ach, einsam lebt das Herz, wenn Alles starb,
 Was je der Sinn genoß, der Geist erwarb!

Zwar über alle Reime, die entschliessen,
 Schwingt bald ein andrer Lenz den Blüthenstab;
 Ein Sängerkhor, den wärm're Sonnen riefen,
 Schwebt auf die heimatliche Flur herab: —
 Uns weckt kein Frühling in den dunkeln Tiefen,
 Kein Sonnenstrahl erwärmt das kalte Grab.
 Wohl jeder sinkt, doch keiner ist erwacht, —
 Ist unsre Ewigkeit die ew'ge Nacht?

Eroberst du dem Glücke neue Grenzen,
 Du armes Herz, das heut durch Träume schweift?
 Ach, aus der Jugend bald verwehten Kränzen
 Ist keine Frucht für deinen Gram gereift!
 Du siehst umsonst vergangne Fernen glänzen,
 In die dein Wunsch voll Lust und Ohnmacht greift:
 Dir, Kind des Staubes und der Dunkelheit,
 Gehört nur ein Moment aus aller Zeit!

Ein Fundstück: Vom 9. bis 11. Mai 2005 findet eine Konferenz zu Karl Gustav Jochmann (1789-1830) in Pärnu statt, zu der einige der Teilnehmer der Seume-Konferenz in Riga weiterreisen werden. Bei der Vorbereitung der Ausstellung in Riga stieß ich auf eine Lyrik-Sammlung, die im späten 19. Jh. sehr verbreitet war und das oben stehende Gedicht von Jochmann enthält, der ja eher als Prosaist denn als Lyriker bekannt wurde, jedoch offenbar einen gewissen Ruhm auch als Poet hatte. Das Gedichtbuch heißt: *Das Baltische Dichterbuch. Eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den Baltischen Provinzen Russlands, mit einer litterahistorischen Einleitung und biographisch-kritischen Studien.* Hrsg. v. Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß. 2. durchgesehene und bearbeitete Auflage, Reval: Franz Kluge 1895; das obige Gedicht S. 141 f.



Bei diesem Herrn, portraitiert von K.A. Schwerdtgeburth im Jahre 1825 zu dessen 50-jährigem Dienstjubiläum, sind wir Seumianer am 4. Mai 2005 abends in Riga zu Gast.

Der Vorstand der Johann-Gottfried-Seume-Gesellschaft zu Leipzig e.V.

Vorsitzender

Prof. Dr. Jörg Drews, Universität Bielefeld, Postfach 100131, 33501 Bielefeld
Tel.: (0521) 106-3683, Fax: (0521) 106-2996, epost: joerg.drews@uni-bielefeld.de

1. Stellvertretender Vorsitzender

Dr. Otto Werner Förster
Alfred Kästner-Str. 1
04275 Leipzig
Tel.: (0341) 3913687

2. Stellvertretender Vorsitzender

Dr. Dirk Sangmeister
P.O. Box 22135
CY - 1518 Nicosia
epost: Dirk-san@web.de

Schatzmeister

Eberhard Zänker
Wolfshöhe 16
04668 Grimma
Tel.: (03437) 701620

Internet: www.seume-gesellschaft.de

Bankverbindung: Konto Nr. 1100 484 635, IBAN: DE74860555921100484635,
BIC: WELADE8LXXX, Stadtparkasse Leipzig, BLZ 860 555 92.

Der Jahresbeitrag beträgt für ordentliche Mitglieder 30 Euro, für (ausgewiesene) Studenten, Schüler, Auszubildende und Arbeitslose 15 Euro sowie für juristische Personen und Körperschaften 125 Euro

Die Mitteilungen der Johann-Gottfried-Seume-Gesellschaft zu Leipzig e.V. erscheinen unregelmäßig, mindestens aber zwei Mal jährlich. Hinweise zu Veröffentlichungen und Veranstaltungen werden erbeten an die Adresse der Redaktion: Jörg Drews (J. Dr.), Universität Bielefeld, Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft, Postfach 100131, D-33501 Bielefeld, Telefon (0521) 106-3683, Telefax 106-2996, epost joerg.drews@uni-bielefeld.de